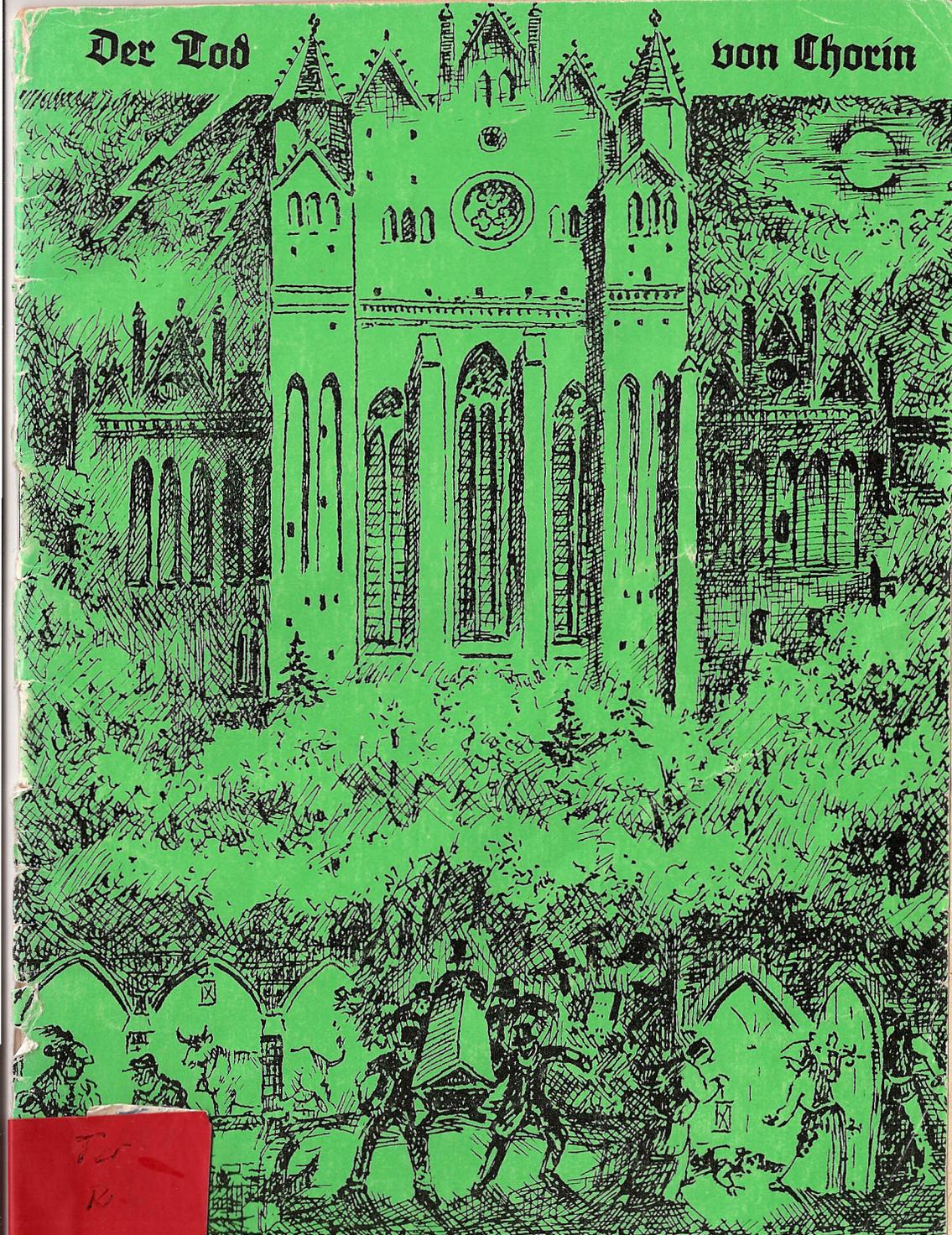


Der Tod

von Chorin



und Geschichten aus Eberswalde

Handwritten notes on a red sticky note:  
T. 1  
B.  
A. 5

# Der Tod von Chorin

Sagen und Geschichten aus Eberswalde

Gesammelt und bearbeitet von

Dr. KONRAD GRÜNDLER

Illustrationen: Hans-Joachim Merker

Stadt- und Kreis-  
Bibliothek  
Bad Freienwalde

Ter 443:87

Ter R 12

not

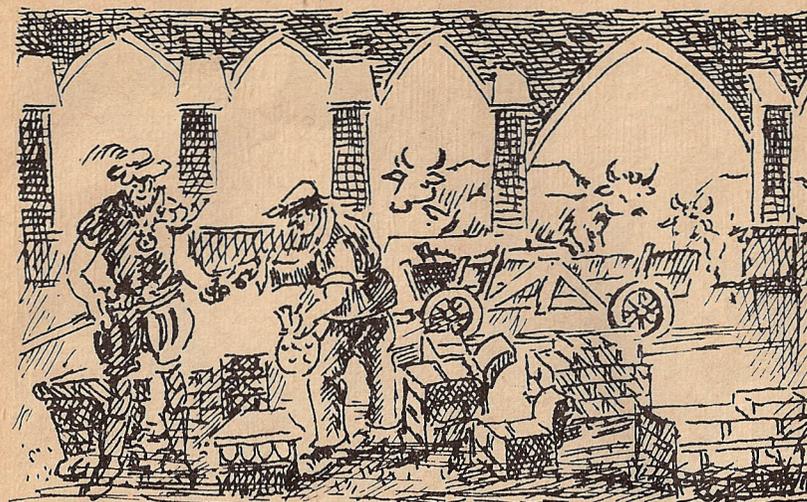
---

Eberswalde-Finow 1980

Nur im Lesesaal benutzbar

## Inhaltsübersicht

	Seite
Der Tod von Chorin	3
Der Amtmann von Chorin	5
Die stummen Frösche von Chorin	6
Der Raub des Klosterschatzes von Chorin	8
Spuk im Kloster Chorin	10
Der Schatzsucher im Kloster Chorin	10
Die Geschichte von der Magd, die Feuer holen wollte	12
Das Knäuel ohne Ende	12
Die Glocke am Lauseberg	13
Der Heidenkirchhof am Plagesee	13
Das verwünschte Edelfräulein	15
Die letzte Schlacht bei Chorinchen	15
Die Nixe vom Bachsee	15
Der Rattenfänger von Eberswalde	18
Der Kobold	18
Das Dorf Brodowin	19
Die Stadt im Werbellinsee	19
Die weiße Frau vom Rehdanzbruch	21
Die Brüder vom Parsteiner See	21
Der Plannenstein	23
Der Altarstein	23
Der Oderberger Drak	24
Die Stadt im Plagesee	24
Der Trauring der Verstorbenen	24
Der Tote Mann	25
Der Teufelsdamm im Parsteiner See	27
Wie der Parsteinwerder entstand	27
Das Geheimnis des Sassenpfluhs	27
Der Küselwind	30
Die Fischer vom Grimnitzsee	31
Hartmudis, die unglückliche Braut ...	32
Die drei Schwäne vom Parsteiner See	34
Der Kegeljunge	37
Nachwort	39
Quellenangabe	40

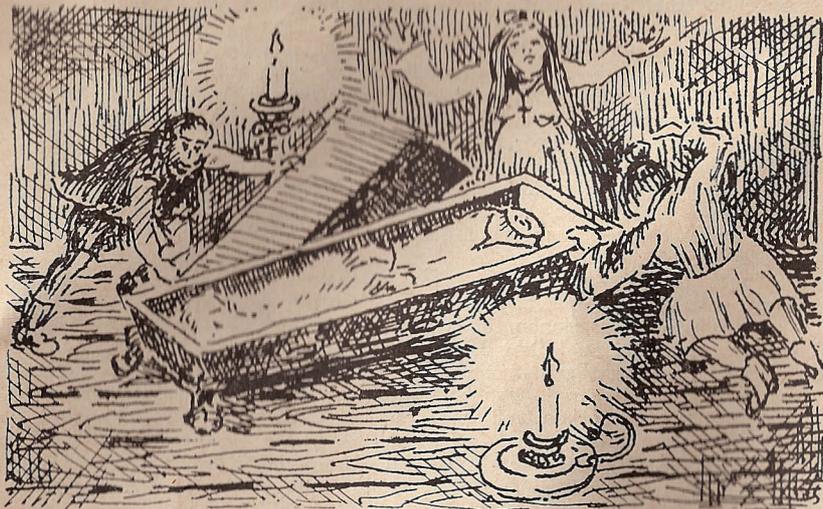
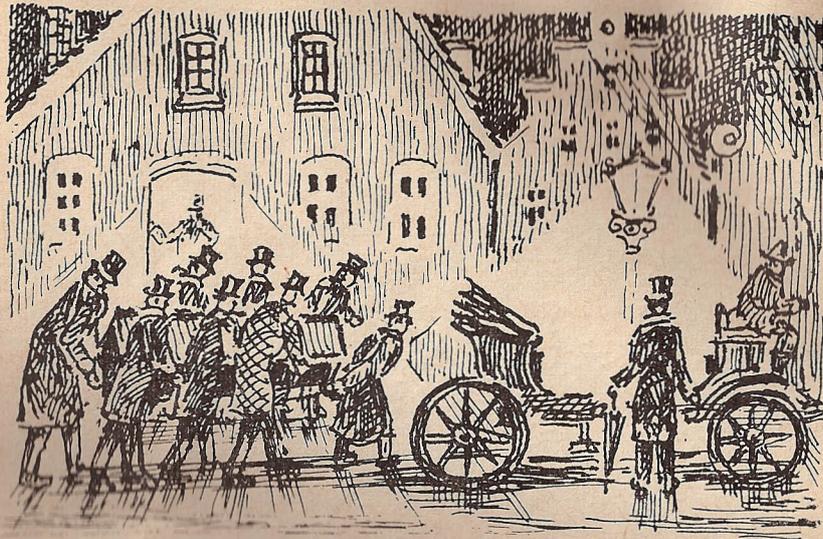


## Der Tod von Chorin

Einst lebte auf Amt Chorin ein Amtmann, der war ein sehr eigennütziger und verschwenderischer Herr. Hatte er wieder einmal alles Geld durchgebracht, kam es ihm gar nicht darauf an, Wände, Decken, Türen und kostbare Gewölbesteine aus dem Klostergebäude ausbrechen zu lassen, um das so gewonnene Material in Berlin teuer zu verkaufen. Um den Neubau von Ställen zu sparen, ließ er das Vieh in den gewölbten Klosterhallen unterbringen. So trug er sehr viel zur Zerstörung der schönen, berühmten Klostergebäude bei. Doch niemand wagte es, ihm offen entgegenzutreten; denn er war sehr jähzornig und gewalttätig. Oft fuhr er mit seinem Kutscher Johann prahlerisch im Vierergespann nach Berlin und verpraßte dort das unrechtmäßig erworbene Geld bei Kartenspiel und wüstem Weingelage. So trieb er es jahrelang. Die Leute nannten ihn den Tod von Chorin, und er hörte das nicht einmal ungern, zeugte es doch von seiner Macht.

Eines Tages bekam er aus Berlin einen versiegelten Brief. Kein Mensch hat je erfahren, was in ihm stand. Er aber befahl noch am selben Tag dem Kutscher, die vier Fuchse anzuspannen, er müsse wieder in Geschäften nach Berlin. Diesmal war das Reiseziel nicht das berühmte Weinlokal in der Friedrichstraße, wo er Stammgast war, sondern ein altertümliches Giebelhaus in der Nähe des Königtors. Dort befahl er Johann zu halten und verschwand in der alten, mit hölzernen Schnitzereien kunstvoll verzierten Tür, die sich auf sein Klingeln geräuschlos geöffnet hatte.

Der Kutscher wartete wohl eine halbe Stunde, da rief ihm aus einem Fenster des Hauses eine fremde Stimme zu, er solle heute nach Chorin zurückfahren und seinen Herrn erst am nächsten Tage wieder abholen. Johann, der in lang-



jährigem Dienst beim Amtmann das Fragen und Verwundern verlernt hatte, fuhr auch gehorsam nach Chorin zurück und stellte sich am nächsten Tage wieder pünktlich vor dem alten Haus in der einsamen Straße ein.

Plötzlich wurde die Tür, durch die gestern sein Herr verschwunden war, aufgestoßen, zu seinem Entsetzen traten mehrere Männer in schwarzer Kleidung heraus und trugen in ihrer Mitte einen mit schwarzem Tuch verhangenen Sarg. Bevor der Kutscher noch zur Besinnung kommen konnte, hatten sie schon die unheimliche Last auf seinen Wagen geladen, und eine grobe Stimme rief ihm barsch zu: „Fahr' zu, du elender Knecht eines Lumpen! Das ist die letzte Fahrt, die du mit deinem sauberen Herrn machen sollst!“ Von Grausen gepackt, hieb Johann auf die Gäule ein und jagte wie gehetzt die Straße hinunter, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzublicken.

Als sie in Chorin den Sarg öffneten, fanden sie den Leichnam des Amtmanns enthauptet vor. Neben ihm lag ein versiegeltes Aktenstück, das beurkundete, der Amtmann sei wegen seiner fortgesetzten Freveltaten und Verbrechen am siebenhundertjährigen, geheiligten Kloster von einem geheimen Gericht bestraft worden. Darunter war ein Namenszug mit blutroten Federstrichen gesetzt worden, den niemand entziffern konnte. Die Mörder wurden niemals entdeckt.

## Der Amtmann von Chorin

Vom bösen, gewalttätigen Choriner Amtmann und seinem Ende weiß die Sage noch eine andere Geschichte zu erzählen.

Eines Tages begegnete der König unterwegs einem Transport sehr schöner Gewölbesteine aus dem Kloster Chorin. Die Fuhrleute stöhnten und fluchten. Er erkundigte sich bei ihnen, woher sie, die schönen Steine und das abgetriebene Vieh kämen. Da antwortete der Vormann des traurigen Zuges, der alte Schmied Pinkpank:

„O Herr, de Steene sin gestahlen,  
Unsen Amtmann sall de Düwel halen!“

„Brök ook den ängern det Mul up!“ sagte drauf der König. Da klagten sie ihm ihr Leid. Sofort schickte er einen berittenen Boten nach Chorin, der Amtmann solle sogleich zu ihm aufs Schloß nach Berlin kommen! Nichts Böses ahnend, ließ der Amtmann seine blinkende Glaskutsche mit sechs Schimmeln bespannen und fuhr „plängschaß“ (schnurstracks) nach Berlin in der Meinung, der König habe Lust, einmal einen richtigen, tüchtigen und reichen Amtmann aus der Uckermark zu sehen.

Bei seiner Ankunft wurde er gleich vor den Richter geführt und ohne Umstände zum Tode verurteilt. Vor Angst schlotternd, begann er um Gnade zu betteln. Der König schenkte ihm auch das Leben, stellte ihm aber harte Bedingungen dafür. Für seine Diebereien am Klostergebäude mußte er eine schwere Geldbuße zahlen. Als Strafe für seine Schindereien an Menschen und Vieh legte ihm der Scharfrichter einen Strick um den Hals, den er sein Leben lang tragen sollte. Außerdem brachten sie ihn auf die Festung nach Spandau, wo er alljährlich vierzehn Tage lang eine schwere Kugel karren mußte.



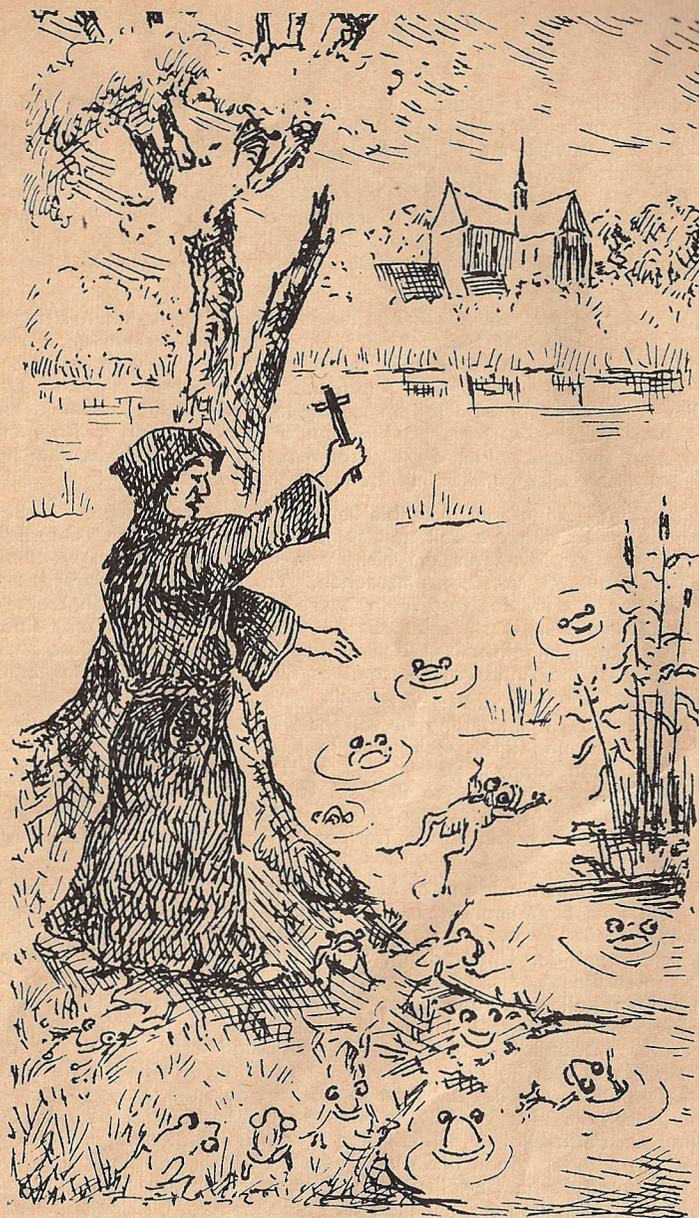
Nach seinem Tode durfte keine Blume seinen Grabhügel schmücken. Nur ein harter Stein mit einer Kugel obenauf lag auf dem Grab. Dieser Stein, den manche als den Kopf des Amtmanns deuten und der darauf hinzuweisen scheint, daß ihm der König seinen Kopf sozusagen neu geschenkt habe, soll sich von Zeit zu Zeit bewegen und hin und her drehen. Das bedeutet Unglück, sagen die Leute und murmeln dann den Vers:

Et wackelt der Kopp,  
der Strick wringt den Nacken,  
der Düwel mät'n Amtmann,  
de spülen uphacken!



## Die stummen Frösche von Chorin

Als das Kloster verwünscht wurde, sind auch die Frösche im Klostersee, dem Marien- oder Amtssee, stumm geworden. Es gibt auch heute noch darin genügend Frösche, aber sie quaken nicht. Manche behaupten, sie seien stumm geworden, als die Mönche noch das Kloster Chorin bewohnten. Damals haben die Frösche mit ihrem unaufhörlichen Gequake die Mönche in ihrer Andacht und Beschaulichkeit gestört. Ein Bittgebet der Mönche ließ sie sofort verstummen. Es wird auch erzählt, daß ein Mönch, den die Frösche so sehr störten, sie verflucht habe. Daraufhin seien sie verstummt bis auf den heutigen Tag.



## Der Raub des Klosterschatzes in Chorin

Der Dreißigjährige Krieg durchtobte die deutschen Lande. Auch die Mark Brandenburg wurde schwer heimgesucht. Schwedische Truppen nisteten sich überall ein und verwüsteten das Land. Damals wurde die Stadt Eberswalde fast gänzlich eingeäschert. Auf dem Rosenberg lag an der Straße, die nach Chorin führte, der Gasthof „Zum Bären“. Der Bärenwirt, wie ihn die Leute weithin nannten, verstand es gut, mit den fremden Soldaten umzugehen, mit den Schweden und auch den Kaiserlichen. So war ihm sein Gasthof erhalten geblieben, wurde oft als willkommenes Quartier benutzt und war fast immer bis unters Dach belegt.

Eines Tages verlangten schwedische Reiter Aufnahme. Unter ihnen befand sich ein stattlicher Bursche, dem das rohe Treiben seiner Kameraden längst zuwider war. Er versuchte die erste beste Gelegenheit, den Kriegsdienst zu verlassen. Die Tochter des Bärenwirts, die schöne Anna, hatte es ihm bald angetan. Und er gefiel dem Mädchen auch. So faßten sie beide den Entschluß, gemeinsam ein neues Leben zu beginnen. Als bald darauf die Kaiserlichen vordrangen und die Schweden die Eberswalder Gegend räumen mußten, gelang es dem jungen Soldaten, sich abzusetzen und beim Bärenwirt zu verbergen.

Doch nicht lange konnte er hier bleiben, denn ein kaiserlicher Hauptmann bezog, offenbar für längere Zeit, mit seinen Leuten im „Bären“ Quartier. Da war der Schwede gezwungen, um nicht vom Feind entdeckt zu werden, sich nach einem anderen Versteck umzusehen. Am sichersten schien das nahe Kloster Chorin zu sein, das fast völlig ausgebrannt und unbewohnt eine gute Stunde nordwärts vom Gasthof lag. Es bot gute Schlupfwinkel, und eine Entdeckung war kaum möglich. Fortab hielt sich der Schwede im Kloster verborgen, und die schöne Anna schlich, sooft es nur anging, in der Dunkelheit zu ihm und versorgte ihn mit Speise und Trank.

Wochen waren so dahingegangen, voll heimlichen Glücks, aber auch voller Unruhe für Anna und ihren Geliebten. In letzter Zeit hatten sich beide nur noch selten treffen können. Der kaiserliche Hauptmann war beharrlich hinter der schönen Wirtstochter her, so daß sie kaum mehr unbemerkt zum Kloster entschlüpfen konnte. Meist erschien jetzt der Bärenwirt und brachte dem Soldaten Nahrung zum verabredeten Treffpunkt. Dann besprachen sie auch die allgemeine Lage.

Eines Tages erschien ein Mann in Mönchstracht im Gasthof „Zum Bären“ und näherte sich dem Hauptmann, mit dem er bald in ein offenbar sehr wichtiges Gespräch verwickelt war. Anna, die sich gerade im Nebenzimmer aufhielt, lauschte gespannt der Unterredung. Sie erfuhr, daß der fremde Mönch den Hauptmann zu einem nächtlichen Spaziergang nach Chorin zu bewegen suchte. In den weiten Kellergewölben unter der Klosterkirche, so verriet er ihm, sei ein großer Schatz verborgen, wie er aus alten Schriften wisse. Da er aber das Kloster verbrannt und fast ganz zerstört vorgefunden habe, sei es ihm unmöglich, allein in den Keller zu gelangen, und darum erbitte er die Hilfe des Offiziers. Die Stelle, von der aus man zum Schatz gelange, habe er noch finden können. Es sei die elfte Säule vom Westeingang aus. Dort befinde sich an der Wand ein Petrusbild, unter dem eine große Steinplatte liege. Diese müsse man beiseite schaffen, dann finde man eine Falltür und darunter eine Treppe, die in das unterirdische Gewölbe führe. Dort unten sei an die Wand rechterhand zur Kennzeichnung noch einmal das gleiche Petrusbild gemalt. Auf dem

Boden darunter müsse man eine ähnliche Steinplatte heben, dann gelange man zu einem großen Schatz von goldenen und silbernen Gefäßen und Geräten.

Nach langem Hin und Her willigte der Hauptmann endlich ein, den Mönch zu begleiten. Sie verabredeten sich für die elfte Stunde desselben Abends.

Hell stand der Mond am Himmel und beleuchtete die winterliche Landschaft, als zwei vermummte Gestalten, Mönch und Offizier, dem Kloster Chorin zuschritten. Sie hatten gut zu Abend gegessen und sich für das nächtliche Unternehmen Mut angetrunken. Gespenstisch starrten ihnen die hohen, schmalen Fensterhöhlen der Klosterkirche entgegen. Den Hauptmann überlief es kalt, als sie von der Westseite her in die zerstörte Kirche traten. Das seitlich einfallende Mondlicht schuf in dem weiten, hohen Raum eine geisterhafte Beleuchtung, und die Schatten schienen wie seltsame Gestalten auf sie zu lauern und sich auf sie stürzen zu wollen. Doch furchtlos schritt der Mönch voran, der Hauptmann folgte ihm zaghaft. An der elften Säule fanden sie das Bild. Es war alles genau so, wie es der Mönch zuvor beschrieben hatte. Die Steinplatte öffnete sich auf einen Druck und legte den Eingang zum Kellergewölbe frei. Beim flackernden Licht einer Kienfackel erkannten sie die Treppe, die der Mönch in fiebernder Eile hinabstieg, wieder folgte ihm nur zögernd sein Begleiter.

Doch, was war das? Ein Spuk? Vor der Wand des Gewölbes reckte eine weiße Gestalt drohend den Arm, als wolle sie sich auf die Eindringlinge stürzen. Das war für den kaiserlichen Offizier zu viel. Mit einem Schrei des Entsetzens sprang er die Stufen hinauf und warf die Falltür hinter sich zu. Er hörte noch einen Donnerschlag, dem ein schweres Gepolter folgte. Doch er rannte blindlings weiter, immer weiter, in die winterliche Landschaft hinein, bis er endlich den Gasthof „Zum Bären“ vor sich auftauchen sah. Da verließen ihn die Sinne, und er taumelte hin in den Schnee.

Als er sein Bewußtsein wiedererlangte und die Augen aufschlug, schien die Sonne hell und warm ins Zimmer. Es war Frühling geworden. Damals aber, auf dem Wege nach Chorin, war es nicht Winter gewesen? Und viel Schnee auf allen Wegen?

Da trat sein alter Diener und Waffengefährte an sein Lager und berichtete ihm, wie der Wachtposten ihn draußen im tiefen Schnee bewußtlos gefunden und wie er lange Wochen in schwerem Nervenfieber gelegen habe.

Jetzt fiel ihm alles wieder ein. Er fragte nach dem Mönch. Doch niemand hatte etwas von ihm gehört. Auch die schöne Anna und ihr Vater, der Bärenwirt, waren seit einigen Tagen spurlos verschwunden. Ihr ganzes Hab und Gut hatten sie zurückgelassen.

Später haben die Leute bei Chorin einen Toten in Mönchstracht gefunden. Anscheinend war er ermordet und hier verscharrt worden. — Den Hauptmann hielt, sobald er wieder zu Kräften gekommen war, niemand und nichts mehr in dieser Gegend. Den verwünschten Schatz mochte sich holen, wer wollte! Ihm jedenfalls war die Lust danach vergangen.

## Spuk im Kloster Chorin

In den Ruinen des Klosters ließ sich früher oftmals, besonders nachts, eine weiße Frau sehen. Die Leute nannten sie auch die „Utgebarsche“. Sie trug nämlich immer ein großes Schlüsselbund bei sich, wie es die Wirtschafterinnen auf den großen Gütern bei sich zu tragen pflegten. Denn diese waren Herrinnen über Küche und Keller. Jetzt soll die weiße Frau ganz verschwunden sein. Die Sage weiß auch, wie es dazu kam.

Da war ein Mann, ein Gutsarbeiter, der in der Amtsbrauerei des ehemaligen Klosters Chorin nachts auf dem Darrboden wachte, daß kein Feuer aufkam. Plötzlich trat die weiße Frau zu ihm herein. Der Wächter erschrak nicht wenig und erzählte morgens den Gutsknechten von seinem Erlebnis. Ein Knecht fragte ihn, ob er denn nicht der weißen Frau auf die Füße geschaut habe. „Nein“, sagte der Wächter, „warum?“ „Na, dann wollen wir heute einmal in der Nacht alle hingehen und nachsehen!“ antwortete drauf der Gutsknecht.

Es kam die Nacht. Um die Mitternacht setzten sich alle Knechte auf den Darrboden und warteten. Es dauerte auch nicht lange, da kam die weiße Frau langsam hereingeschritten. Gespannt sahen ihr die Leute beim Schein ihrer Stallaternen auf die Füße und bemerkten, daß sie gelbe Pantoffeln trug. Manche sagten hinterher, es seien grüne Pantoffeln gewesen.

Kurz und gut, jener, der zuerst auf die Pantoffeln aufmerksam gemacht hatte, rief auf einmal laut lachend: „Kiek, die hat ja geele Tüffeln an!“ Da floh die weiße Frau davon, so schnell sie konnte und ist nie wieder zum Vorschein gekommen.

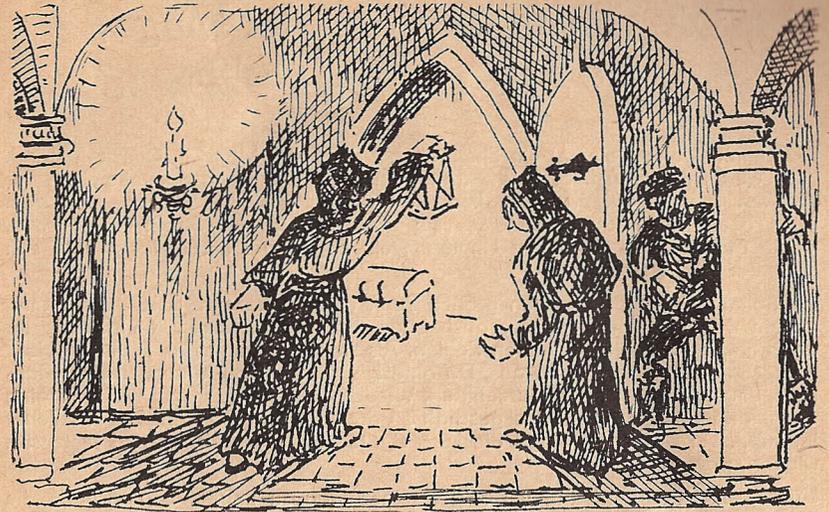
## Der Schatzsucher im Kloster Chorin

In Chorin erschienen alle Jahre zwei Jesuiten, um nachzuschauen, ob der große Schatz noch in den alten Kellergewölben liege, und um sich einen Teil davon zu holen. Ein Amtsschreiber hatte sie einmal gesehen und war ihnen nachgegangen, ohne daß sie ihn bemerkten. Da erspähte er, wie sie bis zu einer eisernen Tür gingen und dort einige Worte sprachen. Darauf öffnete sich die Tür, und sie gingen hinein. Das alles hatte er sich wohl gemerkt.

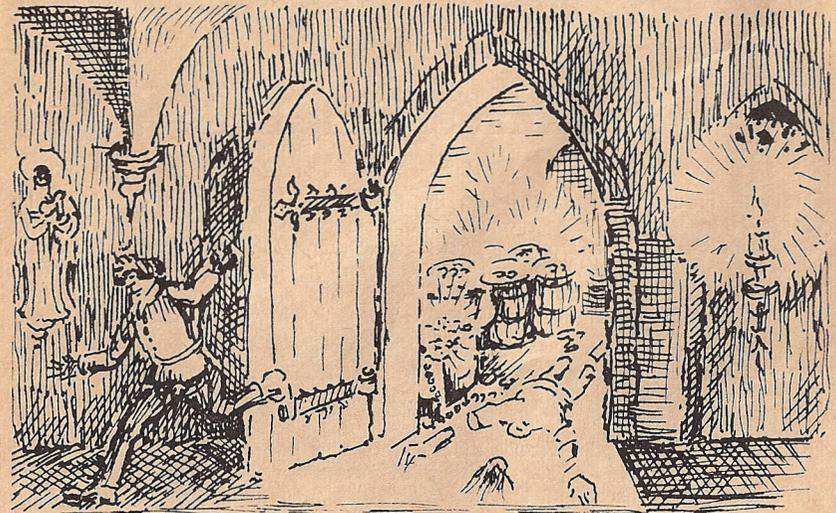
Nun liebte er schon lange Zeit ein Mädchen und hätte sie längst gern geheiratet, aber er hatte nicht genug Geld. Darum ging er zu ihrem Bruder, erzählte ihm, was er beobachtet hatte und fragte ihn, ob er ihm helfen wolle, im Kloster das fehlende Geld zu holen. Der war auch bereit dazu.

So gingen sie den Gang hinab bis zur eisernen Tür. Dort sprach der Schreiber die Worte, die er den Jesuiten abgelauscht hatte. Sogleich sprang die Tür auf und sie gingen weiter bis zu einer zweiten Tür. Auch sie konnte er auf dieselbe Weise öffnen; der Schreiber ging als erster sogleich hinein. Kaum aber war er hindurch, da schlug die Tür hinter ihm zu, und sein Begleiter mußte draußen bleiben.

Wie er noch so dastand, hörte er drinnen einen gewaltigen Lärm und einen entsetzlichen Schrei, dann war's ganz still. Er wußte erst nicht, was er tun sollte. Doch ihn lockten die goldgefüllten Fässer, die er durch den Türspalt hatte funkeln sehen. Auch wollte er wissen, was aus seinem Gefährten geworden



war. Er faßte sich also ein Herz und sprach den Zauberspruch. Die Tür tat sich auf; da sah er den Schreiber auf dem Boden liegen, tot, in Stücke zerhackt! Er hatte zwar die Worte der Mönche gehört, mit denen die Tür geöffnet wurde; was sie aber drinnen gesprochen und getan hatten, wußte er nicht. Ein gewaltiges Grauen packte den Begleiter bei dem entsetzlichen Anblick. Vergessen war das funkelnde und lockende Gold. Er stürzte in panischer Angst davon. Nach diesem Schatz hat er nie wieder verlangt.



## Die Geschichte von der Magd, die Feuer holen wollte

In Grimnitz wohnte einmal ein Ehepaar, bei dem eine Magd in Diensten stand. Einst wurde die Frau über Nacht krank. Da sollte die Magd aufstehen, um der Kranken Tee zur Linderung zu kochen. Während sie sich abmühte, auf dem Herd Feuer anzufachen, bemerkte sie draußen auf der Straße drei große, starke Männer, die mit einem Hund um ein Lagerfeuer herum lagen und sich ein Stück Wild brieten.

Da nahm das Mädchen einen großen Topf, ging hinaus und bat die Männer, ihr ein wenig von ihrem Feuer abzugeben. Bereitwillig füllten die Männer ihr den ganzen Topf mit glühenden Kohlen. Als sie aber damit das Feuer im Herd anblasen wollte, ging es ihr aus. Da ging sie noch einmal hinaus zu den Männern, um sich erneut Feuer auszubitten. Wieder bekam sie es, und wieder erging es ihr drinnen wie zuvor. Das geschah so dreimal. Jedesmal erlosch das Feuer im Herd. Da verlor die Magd die Lust, stellte den Topf beiseite und legte sich wieder ins Bett.

Nun stand der Mann auf, um selbst seiner Frau zu helfen. Er beachtete die Männer draußen nicht, sondern entfachte Feuer im Herd. Auf einmal bemerkte er beim flackernden Schein des Herdfeuers, daß die Kohle, die das Mädchen vorher achtlos ausgeschüttet hatte, funkelnd und schimmernd auf dem Herd umherlag. Es war alles pures Gold! Schnell raffte er alles zusammen und schloß es weg. Aber einige Klümpchen Gold waren im Topf hängengeblieben. Die Magd fand sie am nächsten Morgen. So ging auch sie nicht ganz leer aus.

## Das Knäuel ohne Ende

Eine alte Frau sammelte einst am Ewaldhügel, nicht weit von Oderberg, im Walde Holz. Weil sie sehr arm war, ging sie barfuß. Es war Spätherbst und schon empfindlich kalt. Da begegnete ihr von ungefähr ein graues Männlein mit einem großen Krempenhut auf dem Kopf und fragte, die vor Frost erbärmlich Zitternde, wo sie ihre Strümpfe habe. Die Frau entschuldigte sich mit ihrer Armut. Sie habe weder Strümpfe noch Garn, um sich welche zu stricken.

Das Graumännlein schaute sie freundlich an, reichte ihr ein kleines Knäuel Garn und ermahnte sie, dieses sorgsam in ihrer Truhe zu verstecken und niemals nach dem Ende des Knäuels zu forschen. Dann werde es mehr als nur ein Paar Strümpfe davon geben.

Lange Jahre strickte die Frau sich Strümpfe von ihrem Garnknäuel. Nie war das Ende des Fadens erreicht. Schließlich packte sie die Neugier. Sie öffnete die Truhe, um nachzusehen. Da war der Faden mit einem Mal zu Ende.

## Die Glocke am Lauseberg

Im 16. Jahrhundert schenkten die Eberswalder dem Kurfürsten eine schöne, große Glocke für den Dom in Berlin. Der Transport nach Berlin war sehr schwierig. Als sie mit der Glocke am Lauseberg an der Bernauer Heerstraße angekommen waren, konnten sie den Wagen nicht mehr von der Stelle bewegen, obwohl sie sechzehn Pferde vorgespannt hatten. Aus der Stadt wurden immer mehr Pferde herangeholt; alles war vergebens, der Wagen rückte und rührte sich nicht.

Da kam ein Bauer aus Klobbicke mit seinen beiden Zugochsen des Weges daher und erbot sich, die Glocke mit seinen Ochsen wegzuschaffen. Zuerst lachten ihn die Leute aus, ließen ihn aber schließlich gewähren. Und siehe da, die Ochsen schafften mit Leichtigkeit die Arbeit. Sie zogen den Wagen, den vorher sechzehn Pferde und mehr nicht hatten fortbewegen können. Der Bauer saß oben auf dem Kutschbock und schaute schmunzelnd auf die verwunderten Leute. So kam die Glocke glücklich nach Berlin und wurde im Dom aufgehängt.

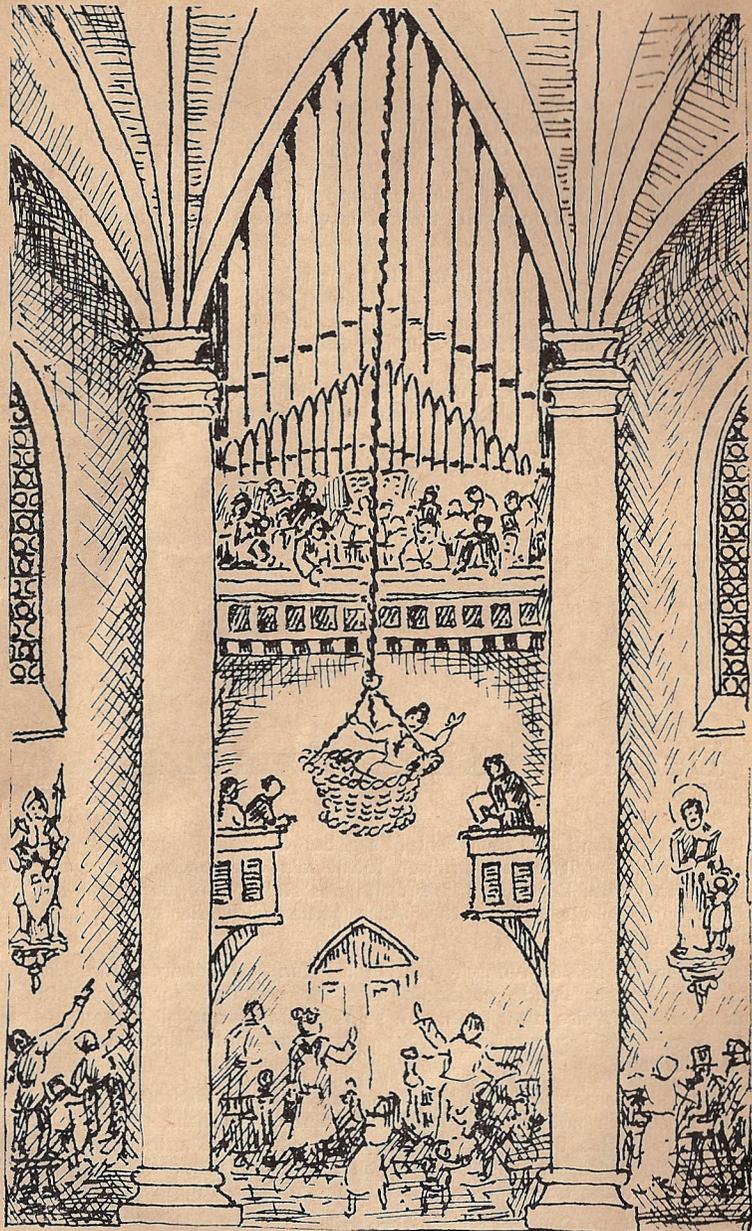
## Der Heidenkirchhof am Plagesee

In alten Zeiten stand auf dem Schloßberg bei Oderberg eine feste Burg. Auf ihr lebte ein Ritter mit seinem schönen Töchterlein. So mancher junge Edelmann verliebte sich in sie. Besonders dem Sohn des stolzen Burgherrn auf der Feste Hohenfinow hatte sie es angetan. Auch hatten sich die beiden ihre Liebe heimlich gestanden.

Leider schien ihr heißer Wunsch nicht in Erfüllung zu gehen. Denn ihre Väter lagen in grimmiger Fehde gegeneinander. So beschloß der junge Ritter, da es auf friedliche Weise nicht ging, sich seine schöne Braut mit Gewalt zu holen. Er zog also eines Tages mit einer Schar kampferprobter Knappen gegen das Schloß Oderberg.

Doch der Oderberger Schloßherr war vorher durch Kundschafter gewarnt worden. Er legte sich mit seinen Mannen in einen Hinterhalt und überfiel den Feind, als er, nichts Böses ahnend, sich dem Schloß näherte. Das gab einen heißen, blutigen Kampf. Die Oderberger siegten; bis auf den letzten Mann wurde die feindliche Schar niedergemacht und an der Kampfstätte begraben.

Seitdem heißt dieser Ort der „Heidenkirchhof“.



## Das verwünschte Edelfräulein

In der Nähe von Lichterfelde lebte einmal ein Edelfräulein, das wünschte sich, ewig leben zu können. Da setzte man sie in einen Korb und hängte ihn in der Kirche auf. Seit dieser Zeit sitzt sie dort, obgleich es schon viele, viele Jahre her ist, denn sie stirbt nicht.

Jedes Jahr bekommt sie an einem bestimmten Tag eine Semmel zum Verzehr. Die ißt sie auf, dann ruft sie: „Ewig, ewig, ewig!“ und wird wieder ganz still. So geht es mit ihr immer weiter und niemand weiß, wann es einmal aufhört.

## Die letzte Schlacht bei Chorinchen

In Bernau soll ein Postillon gelebt haben, der die Zukunft voraussehen konnte. Er hat einen großen Krieg vorausgesagt. In dem würden die Menschen so selten werden wie die Störche um die Mitte des 19. Jahrhunderts nach einem furchterlichen Sturm. Damals fand man nur noch alle fünf Meilen einen Storch.

Der Postillon hat auch während dieser Schlacht lauter rote Reiter am Himmel dahinziehen sehen. Sie waren so groß, daß sie bis in die Fenster des zweiten Stockwerks der Häuser sehen konnten. Schließlich sagte er noch voraus, daß bei Chorinchen Friede geschlossen werde. Die restliche Armee würde allerdings unter einem Knödelbaum Platz finden, so wenig Überlebende gäbe es noch.

## Die Nixe vom Bachsee

Vor vielen hundert Jahren wanderte an einem schönen Sommertag ein junger Müller durch das anmutige Tal der Ragöse. Neben seinem Wege floß munter plätschernd das Wasserlein dahin. Bald würde er die Waldmühle, sein Wanderziel, erreicht haben. Er erklimmte einen tannenbestandenen Hang; da lag vor ihm der Bachsee in seiner schwermütigen, schönen Einsamkeit. Unten aber, wo das hohe Schilf stand und die gelben Mummeln und die weißen Wasserrosen blühten, schlummerte im Schatten einer Weide ein Mädchen von zarter, fremdartiger Schönheit. Lange blonde Haare, die wie Gold in der Abendsonne schimmerten, umrahmten ihr schönes Gesicht. Und um ihre weißen Füße spülten die kleinen Uferwellen. Ob sie vielleicht eine Nixe war? Märchen von Seejungfrauen und Nixen, die er einst als Knabe gehört hatte, fielen ihm ein. Unwiderstehlich lockte es ihn, dieses märchenhafte Wesen zu betrachten. So ging er auf dem weichen Moos langsam näher. Dann stand er wie verzaubert vor ihr.

Plötzlich schlug das Mädchen die Augen auf. Es erschrak bei dem Anblick des Fremden und wollte scheu entfliehen. Doch da sah sie in die glückstrahlenden Augen des jungen Burschen. Das gefiel ihr, sie setzte sich wieder und lächelte ihn an: „Ach, wie hast du mich erschreckt! Doch ich sehe es dir an, du wirst

mir nichts zuleide tun. Komm', wir wollen ein wenig miteinander plaudern!" Sie streckte ihm ihre kleine, zarte Hand entgegen und zog ihn zu sich nieder ins grüne Moos.

Da saßen sie unter der schützenden Weide und plauderten und hatten Freude aneinander, bis die Sonne hinter den Bäumen versank. Da sprang das Mädchen plötzlich auf. „Bleib' doch noch!" bat er und wollte sie in seine Arme schließen. Sie wehrte ab: „Nein, laß mich gehen und schau dich nicht um! Du darfst nicht wissen, wohin ich gehe, sonst siehst du mich niemals wieder!" — „So sag' mir doch, wo ich dich wiederfinde!" drängte er. — „Hier, an diesem Ort, in der Stunde vor Sonnenuntergang kann ich zu dir kommen. Aber frag' jetzt nicht weiter!" — Da war sie auch schon verschwunden, und gehorsam schaute ihr der Bursche nicht nach, wie sie es gefordert hatte. Dann setzte er seinen Weg fort und gelangte auch bald zur Waldmühle, wo ihn der Müller bereits erwartete.

Das wurde auf einmal ein lustiges Leben in der sonst so stillen Mühle! Der neue Geselle sang den lieben langen Tag nach Herzenslust, keine Arbeit war ihm zu schwer. Nur nach Feierabend suchte man ihn in der Mühle vergebens. Dann traf er sich mit dem schönen Mädchen vom Bachsee unter dem alten Weidenbaum. Doch immer, wenn die Sonne hinter den dunklen Tannen am jenseitigen Ufer verschwand, trennte sie sich eilig von ihm. Niemals durfte er sie begleiten, das hatte er ihr versprechen müssen.

Als sie sich beide zum ersten Mal geküßt hatten, schenkte sie ihm einen kostbaren, seltsam geformten Ring. „Nimm ihn nie von deinem Finger", sagte sie, „denn an ihm hängt unser ganzes Glück! Fürchtest du einmal, mich zu verlieren, dann brauchst du nur ein paarmal den Ring am Finger zu drehen und dabei zu sprechen:

Gudelein, Gudelein,  
komm' zu deinem Liebsten fein!

Dann bin ich gleich bei dir!"

Eines Abends verpaßten sie die Zeit. Längst war die Sonne hinter den Tannen untergegangen, da trat aus dem Ufergebüsch ein alter, finsterner Mann mit lang herabhängendem, schneeweißen Bart. Wie schrak da der Bursche zusammen! Doch der Alte winkte nur. Sofort sprang Gude ihm nach, und schnell waren beide verschwunden.

Am nächsten Abend wartete er wieder sehnsüchtig am Ufer auf sie. Er konnte sich sein Leben ohne sie gar nicht mehr denken, auch wenn er nun wußte, daß sie kein gewöhnliches Menschenkind, sondern eine Nixe war, und ihr Vater, der Alte von gestern, der finstere Wassermann. Für ihn war sie das Liebste auf der Erde, ja, das Geheimnis, das sie umschwebte, machte sie ihm nur noch begehrenswerter. Halb unbewußt drehte er den Ring am Finger und murmelte:

„Gudelein, Gudelein,  
komm' zu deinem Liebsten fein!"

Da stand sie vor ihm, und es ward dieser Abend wie jeder zuvor, vielleicht noch viel inniger.

So verging der ganze Sommer am stillen Bachsee. Aber mit jedem Abend versank die Sonne immer früher hinter den dunklen Tannen. Der Bursche mußte sich eilen, rechtzeitig nach der Arbeit zu seiner Liebsten zu kommen. Immer kürzer wurde ihr Beisammensein.

Niemals hatte er mit ihr über den alten Mann an jenem Abend gesprochen. Nur einmal wagte er es, sie zu fragen. Doch sogleich füllten sich ihre Augen

mit Tränen. Da hörte er auf, in sie zu dringen. Er wollte ihr nicht wehe tun. Sie aber mahnte ihn jetzt jeden Abend beim Abschied immer dringlicher, ja nicht den Ring vom Finger abzutun!

Mit seiner Arbeit in der Mühle wurde der Müllergesell schnell fertig, sobald der Abend nahte. Der alte Müller sah ihm manchmal verwundert nach, wenn er im Wald verschwand. Da er aber stets fleißig und sorgfältig arbeitete, kümmerte er sich nicht weiter darum. Doch noch jemand sah ihm nach. Es war des Waldmüllers achtzehnjährige Tochter. Sie hatte sich in den jungen, hübschen Burschen verliebt. Er dagegen beachtete sie kaum. Darüber wurde sie traurig und schließlich zornig. Und als sie eines Tages den wertvollen Ring an seinem Finger funkeln sah, regte sich die Eifersucht. Heimlich schlich sie ihm eines Abends nach, als er zum Bachsee ging. Sie bemerkte, daß er den Ring an seinem Finger drehte und leise einige Worte vor sich hin sprach. Sie sah auch, wie plötzlich Gude vor ihm stand in all ihrer Anmut und Schönheit; ja, sie mußte zusehen, wie die beiden sich umarmten und küßten. Da kannte ihr Haß keine Grenzen mehr. Tag und Nacht sann sie darauf, das Liebesglück der beiden zu zerstören.

Schließlich verfiel sie auf einen wahrhaft teuflischen Gedanken. In den Trunk, den sie allabendlich dem Gesellen auf den Tisch stellte, mischte sie ein stark wirkendes Schlafmittel aus Kräutern, die sie selber im Wald zusammengesucht hatte. Wäre sie erst einmal im Besitz des Ringes, so glaubte sie, würde sie sicher auch Gewalt über den Burschen erlangen und ihn der andern entreißen können.

In der Nacht, als alle in tiefem Schlaf lagen, schlich sie leise in seine Kammer. Da schimmerte deutlich im Modenschein der Ring an seinem Finger. Haß verzerrte plötzlich ihr Gesicht, rasch griff sie zu. Doch kaum hielt sie den Ring in der Hand, da zerrann er, und wie Perlen fielen einzelne Wassertropfen auf den Boden. Enttäuscht ging sie hinaus.

Der Müllerbursche hatte nichts gemerkt. Tief war sein Schlaf nach dem kräftigen Trunk, doch er träumte sonderbar: Er stand am Ufer des Bachsees und wartete auf Gude. Aber sie erschien nicht. Nur eine Nixe tauchte aus dem See empor, winkte ihm zu und sang leise schluchzend:

„Nun ist dir geraubt mein Ringlein,  
es ward wieder Nix die Liebste dein.  
O Menschenlist, o Herzeleid,  
fahr' wohl, mein Lieb, in Ewigkeit!"

Als der junge Bursche am Morgen aus seinem schweren Schlaf erwachte, vermißte er den Ring an seinem Finger. Da stöhnte er laut auf. Er dachte an keine Arbeit mehr, sondern hetzte zum Bachsee. Dort, wo er Gude zum ersten Mal gesehen hatte, lag eine abgebrochene Seerose, sie war purpurrot und trug in ihrem kaum erblühten Kelch drei rote Tropfen. Er nahm die seltsame Blume auf, da flossen die Tropfen zu einem Ring zusammen. Gedankenvoll betrachtete er sie lange, dann flehte er voller Sehnsucht und Weh:

„Gudelein, Gudelein,  
komm' zu deinem Liebsten fein!"

Er flehte vergeblich, sie kam nicht, sie blieb ihm für alle Zeit verloren!

In der Mühle hielt ihn nun nichts mehr zurück, er wanderte in die weite Welt hinaus.

Jedesmal, wenn sich seitdem ein Liebespaar am Bachsee trifft, dann schluchzt und klagt es leise aus der Tiefe des Bachsees herauf. Da weint Gude, die Wassernixe, um ihr zerstörtes Menschenglück.

## Der Rattenfänger von Eberswalde

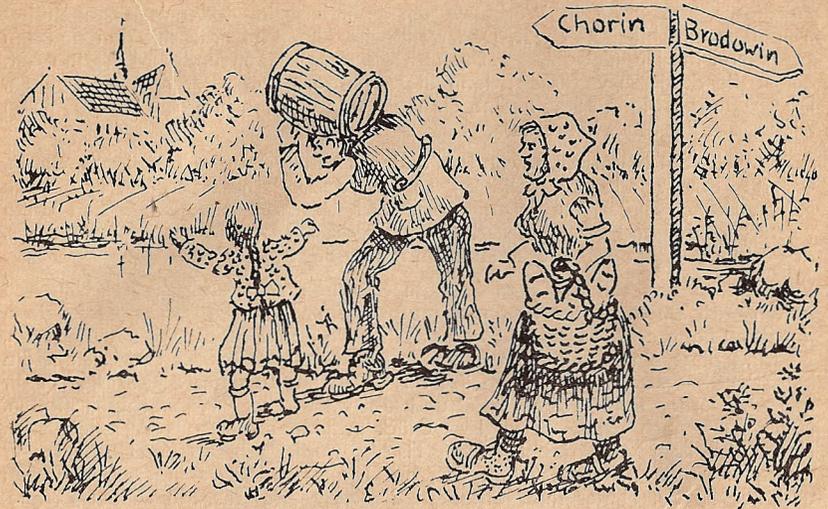
Um 1600 gab es in der Eberswalder Kornmühle entsetzlich viele Ratten. Sie waren eine wahre Landplage. Eines Tages kam ein Fremder in die Stadt und erbot sich, das Ungeziefer zu beseitigen, und zwar so gründlich, daß die Bürger niemals mehr von Ratten belästigt würden, solange die Kornmühle bestehe. Er wolle keine Bezahlung annehmen, bis es sich herausgestellt habe, daß die Ratten restlos vertilgt seien. Trotzdem gab ihm der Rat der Stadt auf seine Gesamtforderung von zehn Talern einen Vorschuß von zwei Talern. Der Mann begab sich zur Mühle und versteckte dort irgend etwas. Was es war, weiß bis heute niemand. Schon am folgenden Morgen liefen, ja, rannten die Ratten in großen Scharen aus der Kornmühle, stürzten sich in die Finow und schwammen fort. Einige alte Männer hatten das Wunder beobachtet und berichteten aufgeregt darüber in der ganzen Stadt. Nach einem Jahr kam der fremde Mann wiederum nach Eberswalde. Inzwischen waren alle Ratten verschwunden. Die Stadtväter gaben ihm die restlichen acht Taler.

## Der Kobold

In der Eberswalder Gegend trieben lange Zeit Kobolde ihr Unwesen. Einer hatte sein größtes Vergnügen daran, einen Pumpenschwengel auf ein Fensterkreuz zu legen und darauf hin und her zu wippen. Ein Förster wollte das nicht glauben, ging in ein Haus hinein und fragte: „Na, wo habt ihr denn euren Kobold?“ Kaum hatte er das ausgesprochen, da flog ihm auch schon ein Teller an den Kopf.

Von einem Bauern wird erzählt, daß er einen Kobold, der lange Zeit bei ihm gewesen war, gern wieder los sein wollte. Aber sooft er diesen wegtrug, gleich war er wieder da. Nun wollte der Bauer es geschickter anfangen. Er fuhr in die Heide, fällte einen großen Baum, spaltete den Stamm an einem Ende und trieb einen tüchtigen Keil hinein. Darauf rief er den Kobold, er solle mit seinen Händen in den Spalt hineinfassen und ihn auseinanderhalten, damit er inzwischen den Keil noch tiefer hineinschlagen könne. Der Kobold tat es auch willig.

Kaum aber hatte er seine Hände hineingesteckt, zog der Bauer den Keil heraus und ohne sich umzusehen jagte er mit seinem Gespann davon, was die Pferde nur hergaben. Plötzlich hörte er hinter sich auf dem Wagen seinen Namen rufen. Als er sich umsieht, sitzt sein Kobold wieder da.



## Das Dorf Brodowin

Als das Kloster Chorin noch von den Mönchen bewohnt war, mußten viele Dörfer bestimmte Abgaben leisten, von denen die Mönche ihre täglichen Bedürfnisse bestritten. Das Dorf Brodowin war verpflichtet, alljährlich Brot und Wein nach Chorin zu liefern.

Davon hat das Dorf seinen Namen, Brodowin — Brot und Wein —, erhalten.

## Die Stadt im Werbellinsee

Umgeben von herrlichen Wäldern und Anhöhen lag die Stadt Werbelow mit einem prächtigen Schloß, das rings von Wasser umflossen und nur über eine Zugbrücke zu erreichen war. Herr des Schlosses war ein böser Zauberer, der keinen Menschen in seiner Nähe duldete. Nur selten ließ er einen Fremden zu sich.

Eines Tages erschien eine alte Frau und wollte in das Schloß hinein. Doch der Schloßherr wies sie barsch zurück. Sie kehrte sich um und rief ihm zu:

„Ich will zurückgehen,  
aber du sollst untergehen!“

Da erschrak der Schloßherr, denn er mochte wohl ahnen, daß er eine Zauberin abgewiesen hatte, die stärker war als er.

Zu dieser Zeit lebte in Werbelow ein Fremder, der jedermann gegenüber freundlich und hilfsbereit war. Den wollte die alte Frau nicht mit den anderen zusammen ins Unglück stürzen. Deshalb ging sie zu ihm und forderte ihn auf, eiligst die Stadt zu verlassen; denn diese werde in kürzester Frist untergehen. Da packte der Mann schnell seine Siebensachen und machte, daß er mit seinem Diener aus der Stadt hinauskam.

Als sie ein Stück Weges gewandert und auf einer Anhöhe angelangt waren, vermißte der Fremde sein Felleisen, so hieß der lederne Reisesack. Er schickte seinen Diener zurück, um es zu holen. Doch der kam nach kurzer Zeit völlig verstört wieder und stammelte schreckensbleich: „Herr, alles ist fort, die Stadt, das Schloß — und an ihrer Stelle nur ein großer See!“

Von Zeit zu Zeit soll aus dem See ein Mädchen emporsteigen und Umschau halten nach einem jungen Mann. Er muß aber am Sonntag geboren sein, denn nur dann kann er das Mädchen und mit ihm die ganze Stadt Werbelow erlösen. So fand einst ein Fischer das Mädchen auf einem Stein am Ufer sitzen. Sie klagte und jammerte und flehte ihn an: „Geh hin zu einer Stelle, die ich dir nennen werde, dort grabe nach, und du wirst etwas Wunderbares finden. Nimm's mit nach Haus, dir wird es Glück bringen und ich werde erlöst sein. Nur sprich kein Wort dabei!“ Dem Fischer wurde seltsam bang zumute. Er wollte von dem geheimnisvollen Ort, an dem er graben sollte, nichts wissen und lief davon. Hinter ihm verhallten die Klagerufe des Mädchens: „Wehe, wehe dir! Jetzt muß ich wieder hundert Jahre auf meine Erlösung warten!“

Am nächsten Tag, es war Johannitag, ritt der Fischer mit zwei Pferden zur Schwemme in den Werbellinsee. Die Pferde versanken, der Fischer ertrank. „Er will sein Opfer haben“, sagten die Leute vom Werbellinsee.

Manchmal ist es so, als ob jemand ganz laut in die Hände klatscht. Kurz danach soll dann immer jemand im See umkommen.

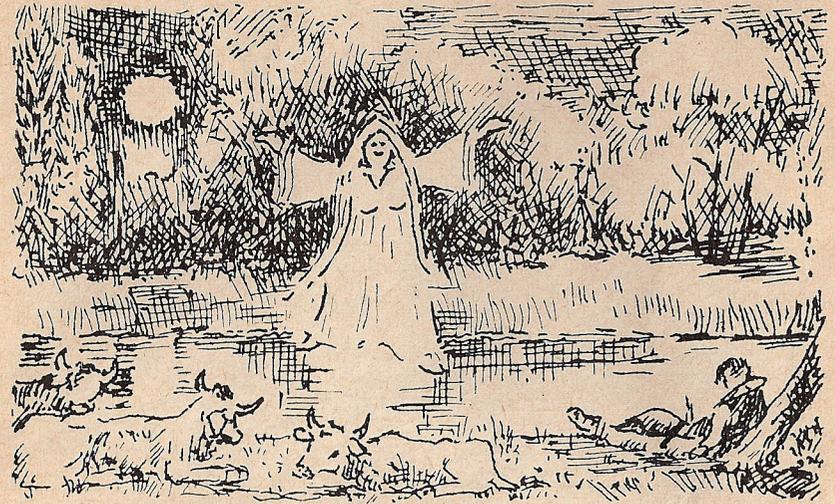
Ein anderes Mal fand ein Jäger das Mädchen an einer Stelle, an der die Höhen steil zum Seeufer abfallen. Auch ihn bat das Mädchen mitzukommen. „Es soll dein Glück sein“, sprach sie, fügte aber warnend hinzu: „Was du auch sehen und hören wirst, laß kein Wort über deine Lippen!“

Sie stiegen den Berg hinan. Auf halber Höhe schlug das Mädchen an einen Stein. Der tat sich auf wie eine Tür. Nun führte sie ein Gang tief in den Berg hinein, bis sie in einen Raum gelangten, wo drei Greise saßen und emsig in dicken Büchern schrieben, ohne den Fremden zu beachten. Der Jäger wunderte sich sehr und hätte gern gefragt, doch er beherrschte sich und folgte schweigend dem Mädchen.

Schließlich kamen sie in einen großen Saal, in dem Truhen standen, die voller Gold und Silber waren. Edelsteine funkelten und glitzerten um die Wette. Bei soviel Pracht und Herrlichkeit gingen dem Jäger die Augen über. Er unterdrückte mühsam einen Ausruf des Erstaunens. Plötzlich sprangen zwei schwarze Hunde auf ihn zu mit Augen wie glühende Kohlen und flammenden Atem. Drohend fletschten sie die spitzen Zähne. Da erfaßte den Jäger eine entsetzliche Angst und er rief: „Gott, hilf!“

Sofort war der Spuk verschwunden. Als er seine Augen aufschlug, fand er sich draußen am Fuß des Berges liegen. Seine Sinne verwirrten sich, er wankte umher wie ein Träumender und suchte immer wieder vergeblich den Eingang zum Berginnern.

Nach drei Tagen war er tot.



## Die weiße Frau vom Redanzbruch

Zwischen Joachimsthal und dem Werbellinsee liegt das sogenannte Redanzbruch, mit einem kleinen, tiefen Wasserloch inmitten. Schon oft hat man versucht, das Loch mit Sand und Steinen zuzuschütten, aber es ist bisher nie gelungen. Das kommt daher, weil in diesem Wasserloch eine schöne Jungfrau wohnt, die erlöst sein will.

Einem Knecht, der seine Kühe in der Nähe des Bruches hütete, widerfuhr folgende merkwürdige Geschichte. Er legte sich lang auf die Wiese hin und schlief ein. Als er erwachte, sah er eine weibliche Gestalt mit langen, aufgelösten schwarzen Haaren auf sich zukommen. Es war heller Mondschein. Die Gestalt kam immer näher. Dann winkte sie ihn dreimal zu sich. Doch der Knecht blieb sitzen. Da kehrte sie zum Wasserloch zurück, woher sie gekommen war und verschwand darin. Noch lange nachher hörte der Knecht ihr klägliches Wimmern aus dem Wasserloch.

## Die Brüder vom Parsteiner See

Vor langer Zeit lebten am Parsteiner See zwei Brüder. Die fingen einmal einen gewaltig großen Krebs, der wohl mehrere Fuß lang war. Beide wollten ihn haben, keiner darauf verzichten. Sie wurden so wütend aufeinander, daß sie sich in die Haare gerieten und sich schließlich gegenseitig totschlügen. Seitdem

sehen die Fischer bisweilen zu beiden Seiten des Sees, bei Brodowin und bei Parstein, ein Feuer aufflammen. Das sind die beiden Brüder, die im Tode keine Ruhe haben und noch immer Krebse fangen müssen.



## Der Pfannenstein

In dem großen Wald zwischen Oderberg und Brodowin lag einst ein großer Stein, der Pfannenstein. An ihm trieb ein Hirt jeden Morgen seine Herde vorüber und fand regelmäßig auf dem Stein neun Pfennige liegen. Eines Tages war er krank und schickte einen andern mit der Herde auf die Weide. Ihm sagte er auch, er solle sich die neun Pfennige vom Pfannenstein holen.

Der Vertreter des Hirten war ein junger, übermütiger Bursche. Als er mit der Herde an den Stein kam, suchte er das Geld vergeblich. Das ärgerte ihn. Er setzte sich auf den Stein und verunreinigte ihn. Kaum hatte er sich niedergelassen, da bekam er von unsichtbarer Hand ein paar Mausechellen, daß ihm Hören und Sehen verging. Er machte, daß er so schnell wie möglich fortkam.

Seit jenem Tage haben nie wieder neun Pfennige auf dem Pfannenstein gelegen.

## Der Altarstein

Wo die Gemarkungen von Lüdersdorf, Neuendorf und Lunow zusammenstoßen, steht ein großer Granitblock, ein über einen Meter hoher, roh behauener Obelisk, der sogenannte Altarstein. Alte Chronisten versuchten die verwitterte Inschrift zu entziffern: Ao. 1602 A S. L V N. Bis heute aber hat sie niemand deuten können.

An dieser Stelle hatte vor Zeiten ein Glockengießer einen Schmelzofen errichtet. Zusammen mit einem Lehrjungen betrieb er hier sein Handwerk. Auch die Lunower Glocke soll von ihm gegossen worden sein.

Wieder einmal wollte der Meister eine Glocke gießen. Er hatte alles sorgfältig zum Guß vorbereitet. Die Speise im Ofen war schon flüssig geworden, doch wollte der Guß diesmal nicht recht gelingen. Anscheinend hatte der Meister nicht das richtige Gemisch getroffen. Deshalb eilte er nach Oderberg, um sich dort das fehlende Material zu besorgen.

Inzwischen benutzte der vorwitzige Lehrjunge die Abwesenheit des Meisters, eigenmächtig das flüssige Metall in die Form fließen zu lassen. Der Guß gelang, es wurde eine vollendete Glocke. Da kehrte der Meister zurück, er sah sofort, was geschehen war und erschlug in jähem Zorn seinen Lehrburschen.

Doch er bereute seine schreckliche Bluttat und soll zur Erinnerung daran diesen Stein gesetzt und die ganze Geschichte darauf eingemeißelt haben.

## Der Oderberger Drak

Einige Oderberger Familien besaßen einen Drak, auch Kobold genannt, und mit ihm eine Quelle großen Wohlstandes. Sie mußten aber ihren Drak wie ein kleines Kind sehr sorgsam mit Grütze füttern. Er konnte an andere Familienangehörige weitergegeben werden.

Einst lebte eine alte Frau in Oderberg. Die war schon lange kränklich und konnte sich um ihren Drak nicht mehr recht kümmern. Da übernahm es ihre einzige Tochter, den Drak zu pflegen und zu füttern. Sie tat es zu seiner Zufriedenheit.

Später heiratete die Tochter und zog in ihr neues Heim. Als sie sich von ihrer Mutter verabschiedete, erhob sich im Keller ein lautes Winseln und Jammern. Da sagte die Mutter zu ihrer Tochter: „Nimm den Drak mit. Ich bin zu alt und es wird mein Tod sein, wenn ich ihn behalte!“ Die Tochter antwortete laut: „Na, dann will ich ihn nehmen!“ Da gab es einen lauten Knall und gleich einem feurigen Besen fuhr der Drak aus dem Schornstein durch die Luft zur neuen Wohnung der Tochter und dort wieder zum Schornstein hinein.

## Die Stadt im Plagesee

Vor langen Jahren ging einmal ein Bauer aus Brodowin nach Oderberg. Es war schon stockfinstere Nacht, so daß er vom Weg abkam und in die Teufelsberge geriet. Da bemerkte er plötzlich, daß eine Gestalt ihn begleitete und mit unsichtbarer Hand immer weiter führte, bergauf und bergab. Auf einmal stand er vor einer großen, schönen Stadt, die er früher noch nie gesehen hatte. Sie gingen hinein und er konnte sich gar nicht satt sehen an ihrer Schönheit und Pracht. Schließlich führte ihn die unsichtbare Hand wieder aus der Stadt hinaus.

Inzwischen war der Mond aufgegangen und beschien mit hellem Schein die Landschaft. Da erkannte der Bauer, daß er ganz dicht vor dem Plagesee stand. Nun wußte er auch, wo er gewesen war: In der Stadt, die vor langer Zeit im Plagesee untergegangen war.

## Der Trauring der Verstorbenen

In Joachimsthal war eine Frau gestorben. Bevor ihr Mann sie zum Friedhof bringen ließ, streifte er ihr den Trauring vom Finger und verwahrte ihn bei sich im Haus.

Als er am nächsten Tag in der Stube saß, sah er auf einmal seine Frau durch den Garten gehen. Schließlich betrat sie sogar das Haus. Dabei sprach sie

kein Wort, sondern ging nur ruhelos umher, als ob sie etwas suche. Dann verschwand sie wieder. Fortan kam sie jeden Abend, bis ihr Mann endlich merkte, was seine verstorbene Frau suchte.

Er ging hinaus zum Friedhof, grub in den Grabhügel ein Loch, so tief er nur konnte, und legte ihren Trauring hinein. Da hat die Frau ihren Frieden bekommen und ist nie wieder im Hause erschienen.

## Der Tote Mann

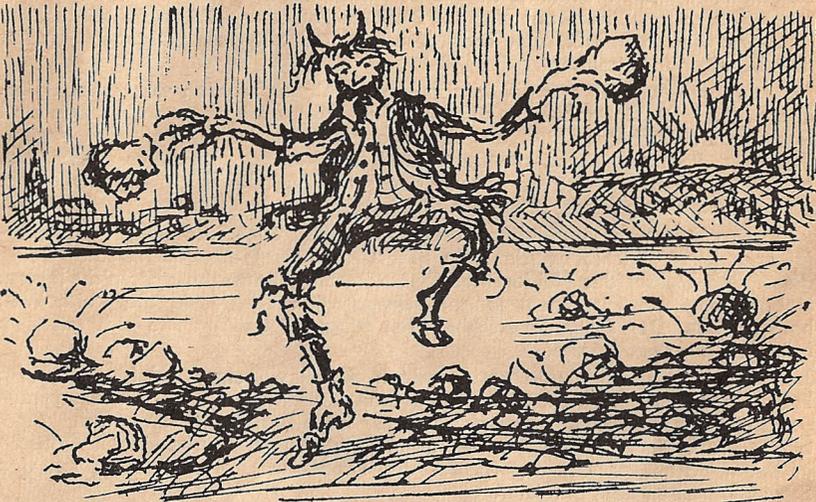
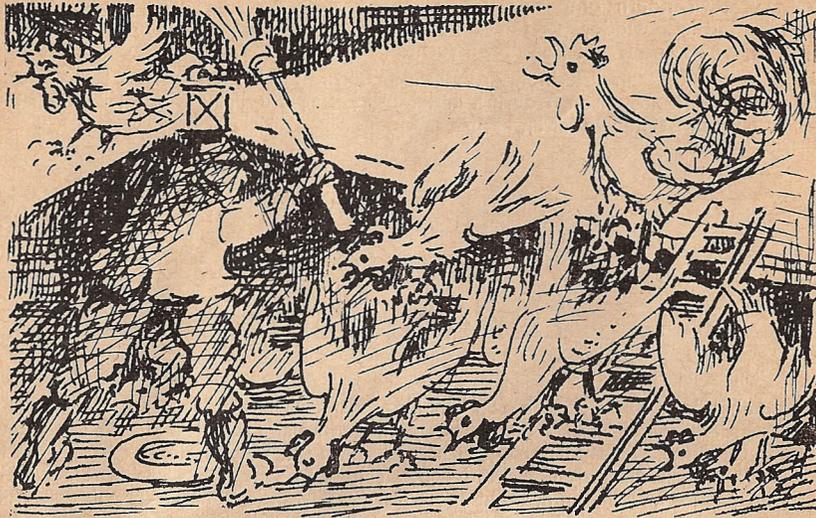
Vor mehr als hundert Jahren zog ein Handelsmann mit seinem Kramladen auf dem Rücken die Straße entlang am Schützenhaus vorbei nach Joachimsthal. Er führte bunte Seidentücher mit sich, wie sie junge Mädchen gern tragen und anderen Krimskrams, den er in der Stadt und in Grimnitz vorteilhaft zu verkaufen hoffte. Er war kaum mehr als eine Viertelstunde vom Schützenhaus entfernt, da kamen ihm zwei junge Burschen entgegen. Die fielen ihn an, schlugen ihn nieder und durchwühlten seine Taschen und Kästchen nach Geld. Sie erbeuteten aber nur drei Pfennige. Da raubten sie sein Warenpäckchen aus und nahmen vor allem die bunten Seidentücher an sich, um sie ihren Bräuten zu schenken, die in Grimnitz in Dienst standen. Die putzten sich damit und stolzierten so die Straße auf und ab. Dadurch kam die böse Sache heraus, die Burschen wurden gefaßt, zum Tode verurteilt und auf dem Galgenberg hinter dem Schützenhaus gehängt.

An der Stelle, wo der arme Handelsmann erschlagen worden war, warfen Vorübergehende in Gedenken an die üble Tat, Reisigzweige, besonders den dort wachsenden Wacholder hin, so daß sich ein ansehnlicher Reisighaufen ansammelte. In die hohe Kiefer, die dort stand, schnitten sie ein tiefes Kreuz. Nun kannte jeder diesen Ort, der fortan der Totschlag oder auch der Tote Mann genannt wurde. Später ist die Geschichte in Vergessenheit geraten.

Andere erzählen, es handele sich um Schwedenkreuze, die hier im Dreißigjährigen Krieg errichtet wurden. Ein Magister (Lehrer) aus Joachimsthal wollte die schöne Tochter des Heidereuters heiraten. Sie mochte ihn aber nicht leiden. Lieber wollte sie mit einem jungen schwedischen Offizier in die weite Welt hinausziehen. Der Schwede erschlug den Magister und machte sich mit dem Mädchen aus dem Staube.

Jahre vergingen. Da wurde an derselben Stelle, wo einst der Magister sein Leben lassen mußte, ein Gefecht zwischen Kaiserlichen und Schweden ausgetragen. Als der Kampf beendet war, saß am Waldrand eine noch junge, blasse Frau. Sie hielt das blutüberströmte Haupt eines schwedischen Obristen in ihrem Schoß. Es war die Tochter des Heidereuters. — Sie begruben den Schweden neben dem Magister.

Als die Holzkreuze, die auf den Gräbern standen, zerfielen, häuften Vorübergehende Reisigzweige darüber, solange noch die Erinnerung an diese traurige Geschichte lebendig blieb.



## Der Teufelsdamm im Parsteiner See

Ein Bauer aus Parstein hatte oft am gegenüberliegenden Ufer des Sees zu tun. Der Weg um den See herum war recht beschwerlich und kostete viel Zeit und Kraft. Deshalb machte er mit dem Teufel einen Bund und versprach ihm seine Seele, wenn er ihm in einer Nacht einen Damm quer durch den See baue. Er müsse bis zum ersten Hahnenschrei damit fertig sein!

Der Teufel war einverstanden und ging frisch ans Werk. Die Arbeit schritt zügig voran und es war abzusehen, daß der Damm lange vor der vereinbarten Frist fertig sein würde. Da wurde es dem Bauern um sein Leben sehr bange, und er sann auf eine List, wie er den Teufel betrügen könne.

Er ging schnell in den Hühnerstall und scheuchte die Hühner auf. Der Hahn mochte wohl glauben, es sei schon Morgen, und begann nach Leibeskräften zu krähen.

Da war der Teufel überlistet. Voller Wut warf er die Steine wild durcheinander. Der Damm blieb unvollendet bis auf den heutigen Tag.

## Wie der Parsteinwerder entstand

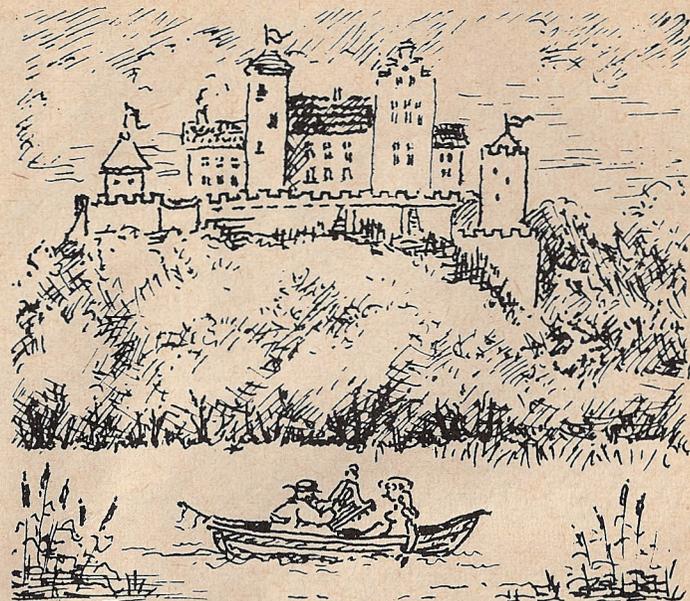
Als es noch Riesen gab, da wohnten sie auch in der Nähe des Parsteiner Sees. Sie waren von ganz gewaltiger Größe und Kraft. Wenn sie zum Beispiel ihre Gänse ins Feld oder in die Wiesen treiben wollten, dann rissen sie zuvor die höchsten und stärksten Buchenstämme des Waldes aus und benutzten sie als Ruten zum Gänsetreiben.

Bei solcher Gelegenheit entdeckte einmal ein Hünenmädchen einen Bauern mitsamt seinem Ochsesgespann und dem Pflug. Sie packte alle miteinander in ihre Schürze und brachte es voller Verwunderung zu ihrem Vater. Der gebot ihr aber, Bauer, Ochsen und Pflug schnell wieder an ihren Ort zurückzubringen, und sagte dabei: „Diese Erdenwürmer werden einmal die Hünen vertreiben!“

Ein anderes Hünenmädchen wollte sich nicht immer die Füße im Parsteiner See naß machen, wenn es von Bölkendorf nach Brodowin ging. Deshalb trug es zwei Schürzen voll Erde herbei und schüttete sie auf diesem und dem jenseitigen Ufer aus. Als sie die dritte Schürze voll Erde an den See brachte, fiel sie hin und brach sich ein Bein. Dabei fiel die Erde mitten in den See. So entstand der Parsteinwerder.

## Das Geheimnis des Sassenpfluhs

Eine gute Stunde von Kloster Chorin entfernt liegt ein einsamer See, der Sassenpfluhs. Düstere Wald umschließt ihn von allen Seiten, so daß selbst um die Mittagsstunde die Sonnenstrahlen kaum in seinen stillen Grund hinabtauchen können. Dahinter liegen die Sassenberge, auf deren höchstem Gipfel in grauer Vorzeit eine starke Burg gestanden hat. Sie gehörte einem mächtigen Ritter, der hier mit seinem einzigen Töchterlein, Waldtraut geheißten, und seiner



Dienserschaft hauste. Von ihrer Kemenate aus konnte das Mädchen weit über Wald und See hinabschauen und Hirsche und Rehe beobachten, die in der abendlichen Stille zur Tränke gingen.

Waldtraut wuchs einsam auf. Niemals hatte sie Mutterliebe kennengelernt. Nur ihren Vater sah sie, einen finsternen und strengen Mann, der sich um ihre Ausbildung kaum kümmerte und oft monatelang der Burg fernblieb. So wuchs sie allein heran, der Obhut einer alten Amme überlassen.

Als sie sechzehn Jahre alt geworden und zu einer schönen Jungfrau herangewachsen war, verlobte sie ihr Vater mit dem Junker Haften von der Grimnitzburg, einem rohen, wilden und leichtsinnigen Gesellen, der bei allen Leuten in der ganzen Gegend ringsum arg verschrien war. Man bedauerte die junge Braut.

Da kam eines Tages ein fahrender Geselle auf die einsame Burg. Er stammte aus dem sonnigen Süden, war schwarz und schlank und geschmeidig von Gestalt, dazu ein Dichter und Sänger lustiger Lieder, mit denen er Menschen und Tiere gleichermaßen bezauberte. Kein Wunder, daß auch die schöne Waldtraut ihm gern zuhörte und schließlich Gefallen an ihm fand.

Es währte nicht lange, da sahen die uralten Baumriesen am Ufer des Sassenpfuhls zwei junge Liebesleute, wie sie mitten auf dem See in einem kleinen Kahn Hand in Hand saßen. Es waren der fremde Spielmann und Waldtraut, des Ritters Töchterlein. Sanft hatte der Spielmann den Arm um sie gelegt und flüsterte ihr nie gehörte Liebesworte zu: „Du bist die Schönste unter der Sonne“, sagte er, „ich liebe dich mehr als mein Leben!“ Ach, wie gern hörte sie ihm zu, wie gern wollte sie glauben, was er ihr in betörender Leidenschaft zuflüsterte.

Aber eine Krähe flatterte mit heiserem Krächzen über die Buchenwipfel den Sassenbergen zu und rief beide in die rauhe Wirklichkeit zurück. Waldtraut war ja die Braut eines anderen, des ungeliebten und verrufenen Junkers vom Grimnitzschloß. Der Spielmann zerstreute ihre trüben Gedanken: „Jetzt bist du nicht mehr die Braut jenes Mannes, jetzt gehörst du mir! Morgen schon will ich zu deinem Vater gehen und um dich werben. Wenn er nicht einwilligt, dann fliehen wir in mein sonniges Heimatland, wo dich meine Mutter liebhaben und verwöhnen wird.“ Es war schon dunkel, als sie voneinander schieden.

In dieser Nacht konnte Waldtraut keinen Schlaf finden. Ruhelos warf sie sich auf ihrem Lager hin und her. Unter ihrem Fenster schrie ein Käuzchen unaufhörlich. Es war, als ob ein Mensch in Todesnot stöhnte und klagte. Als sie am andern Morgen die Tür ihrer Kemenate öffnen wollte, war sie zugesperrt. Man hatte sie eingeschlossen.

Der alte Ritter, ihr Vater, war inzwischen heimgekehrt. Ein Diener hatte nichts Eiligeres zu tun gehabt, als ihm sofort von den heimlichen Zusammenkünften seiner Tochter mit dem fremden Spielmann zu berichten. Waldtrauts Vater entbrannte in Zorn, ließ den Fremden greifen und in das finstere Burgverließ werfen, unter dem das Wasser dunkel und abgrundtief gurgelte.

Monate waren ins Land gegangen, die Wälder färbten sich bereits herbstlich. Da leuchteten eines Abends hell die Fenster der alten Sassenburg. Hier wurde Hochzeit gefeiert, ein Ochse drehte sich über flammendem Feuer am Spieß, der Wein floß in Strömen, denn es gab viele Gäste zu bewirten. Von überall her waren sie herbeigeeilt, auch aus den Burgen von Eberswalde und vom Werbellin. Das Festgelage wurde immer wilder und ausgelassener. Draußen schien das fahle Licht des Mondes auf den stillen Sassenpfuhl.



Als die Gäste am nächsten Morgen aus ihrem Rausch erwachten, war die Braut verschwunden. Keiner von ihnen, auch niemand von der Dienerschaft hatte gemerkt, wie Waldtraut sich heimlich während des wüsten Trubels davon-geschlichen hatte. Sie durchsuchten den ganzen Wald, sie durchwühlten den Grund des Sassenpfluhs mit Rudern und Stangen. Nirgendwo war eine Spur von der jungen Braut zu entdecken.

Die alte Burg ist längst zerfallen. Wo sie einst stand, rauschen heute viel-hundertjährige Eichen und Buchen. Wer zur Zeit des Vollmondes in der Nähe des Sassenpfluhs einschlüft, dem erscheint die verschwundene Braut im Traum und lockt ihn unwiderstehlich in die Tiefe hinab. Und immer, wenn vom Grund des Sees leise Harfenklänge ertönen, muß dort jemand ertrinken.

## Der Küselwind

In der Mark weht zuweilen ein Küselwind, auch Drilwind genannt, der plötzlich aufkommt und großen Schaden anrichten kann. Einst fuhr ein Bauer mit einem Fuder Erbsen auf der Landstraße. Auf einmal kam ein Wirbelwind, hob das ganze Fuder auf und trug es davon. Der Bauer hat es nie wiedergesehen.

Ähnliches geschah auch in Stolzenhagen, wo die Leute auf dem Feld bei der Ernte beschäftigt waren. Die Ähren lagen schon in Schwaden. Da kam auch so ein Küselwind daher. „Der soll uns nichts tun“, sagte einer. Wie nun der Küselwind ganz dicht herangewirbelt kam, nahm der Bauer sein Messer und warf es mit der Spitze mitten in den Wirbel hinein. Da verschwand der Küselwind ganz schnell. Aber auch das Messer war spurlos verschwunden.

Als die Stolzenhagener Bauern im Winter mit ihrem Weizen nach Oderberg fahren, um ihn dort preisgünstig zu verkaufen, erging es dem Messerwerfer ganz merkwürdig. Er hatte seine Fuhre beim Bäcker abgeladen und ging auf einen Augenblick in die Stube, wo ihm nach altem Brauch ein Frühstück vor-gesetzt wurde.

Da sah er sein Messer auf dem Tisch liegen; der Bäcker aber, ein stattlicher, kräftiger Mann, hinkte. „Kennst du das Messer?“ fragte ihn der Bäckermeister. „Gewiß“, sagte der Stolzenhagener, „ich habe es schon lange vermißt!“ „Nun“, sagte darauf der Bäcker, „diesmal mag es dir noch hingehen. Du hast es mir ins Bein geworfen. Laß es dir nie einfallen, so etwas noch einmal zu tun!“ In derselben Gegend soll es einem andern Mann ähnlich ergangen sein. Er hatte sich gerade im Schatten eines Baumes hingestreckt, um sein Frühstücksbrot zu verzehren. Da kam so ein recht tüchtiger Drilwind und streute ihm sein schön belegtes Butterbrot voller Sand. Ärgerlich warf er sein Messer hinter dem Drilwind her und traf ihn gerade dort, wo Sand und Strohhalme am stärksten herumwirbelten.

Der Drilwind zog weiter. Wie nun der Reisende sein Messer wieder aufnehmen wollte, war es fort. Er konnte es nicht wiederfinden, so viel er auch suchte. Das Brot voller Sand, das Messer verloren, ganz verdrossen wanderte er weiter.

Im nächsten Dorf kehrte er im Gasthof ein. Da saß hinter dem Ofen der Gaststube ein robuster Mann, der sich gerade sein linkes Hosenbein aufkrem-pelte, um eine große, stark blutende Schnittwunde in der Kniekehle zu ver-binden. Der Reisende wollte nach dem blutbefleckten Messer greifen, das auf dem Tisch lag. Doch der Verletzte sah böse auf und sagte drohend zu ihm, daß er sich hüten solle noch einmal mit dem Messer zu werfen. Diesmal wolle er es ihm schenken, das nächste Mal aber werde es ihm schlecht bekommen.

Dem Reisenden wurde ganz schwül zumute. Er machte, daß er schnell wieder aus dem Gasthof hinauskam. Auf sein Messer verzichtete er gern.

## Die Fischer vom Grimnitzsee

Einst lebten zwei Fischer am Grimnitzsee, von denen hatte der eine ein gutes, weiches Herz, der andere aber war böse und neidisch. Sein Herz war so hart wie ein Mühlstein und wenn es schlug, so trafen seine harten Schläge das weiche Herz des Bruders und lösten von ihm ein Stäubchen ab. Das flog davon und zwar immer zum Grimnitzsee. Als das letzte Stäubchen entwichen war, fiel der gute Bruder um und war tot. Da freute sich der Böse, denn nun konnte er alle gefangenen Fische allein verkaufen.

Als er in die Stube trat, schien gerade die Sonne durchs Fenster und in ihren Strahlen flimmerten unzählige Stäubchen. Der Fischer öffnete das Fenster, aber der Staub flog nicht hinaus, sondern begann zu sprechen: „Mein Bruder, du hast bitteres Unrecht an mir getan. Dein hartes Herz hat meins zerrissen. Jedes Stäubchen von meinem Herzen bedeutete einen Fisch, den du mir nicht gegönnt hast. So viel Neid habe ich nicht ertragen können! Bringe jetzt meinen Rock hierher und hänge ihn in den Staub hinein. Wenn auch nur ein einziges Stäubchen einen bösen Gedanken gegen dich enthält, dann soll der Rock zur Erde fallen. Wenn nicht, dann werde ich die Kraft haben, ihn festzuhalten.“ Da holte der hartherzige, neidische Bruder den Rock herbei und hängte ihn hinein in den Staub und siehe da, der Rock blieb im Staub hängen! Denn noch nie hatte dieses Bruderherz neidische Gedanken gehabt.

Da bereute der böse Fischer seine schlechten Gedanken und Handlungen. Er fuhr noch am selben Abend hinaus auf den Grimnitzsee und weinte dort bittere Tränen. Jede Träne aber, die auf das Wasser tropfte und die Furchen, die der Kahn durch die Fluten zog, verwandelten sich in flüssiges Silber; selbst die Fische bekamen ein silbernes Kleid. Der silberglitzernde Streifen war auf dem See noch viele Jahre zu sehen, bis auch dieser Bruder starb. Da verschwand das Silberband. Nur die Fische haben ihr silbernes Kleid bis auf den heutigen Tag behalten.

## Hartmudis, die unglückliche Braut aus dem Grimnitzschloß

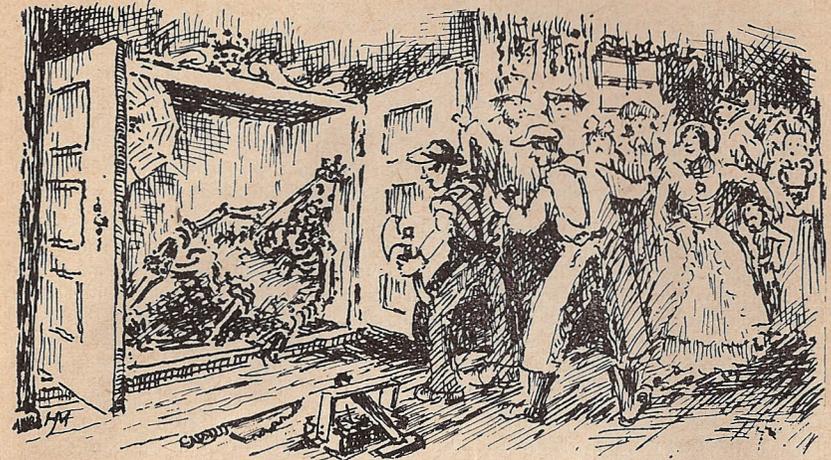
Vor vielen hundert Jahren lebte auf dem Schloß Grimnitz ein reicher Markgraf mit seinem schönen Töchterlein. Jeder mochte Hartmudis gern. Und es war auch eine Freude, sie anzuschauen, wie sie fröhlich und unbeschwert von Sorgen sich im großen, weiten Park tummelte, leichtfüßig wie ein Reh daherhüpfte und sprang bis hin zum Grimnitzsee. In ihrem lichtgrünen Kleidchen, mit ihrem goldenen Lockenkopf, mochte sie wohl eher einer zierlichen Nixe gleichen, die, frisch und rosig, soeben den Wellen des Sees entstieg war.

Als sie in das heiratsfähige Alter gekommen war, verlobten sie die Eltern dem Junker Otto vom nahen Schloß am Parsteiner See. Die beiden waren sich schon seit ihrer Kindheit in Freundschaft zugetan. So schien alles gut und schön.

Der Hochzeitstag kam, und nach der Trauung saß die ganze Festgesellschaft an der reichen Tafel voll leckerer Gerichte und feurigen Weinen und schmauste und trank nach Herzenslust. Doch nicht lange hielt es das junge Volk am Tisch. Es wollte mit der jungen Frau an der Spitze im Park herumtollen und fröhlich sein. Sie huschten und lachten und juchten unter den Bäumen hin und her und über die blumigen Wiesen in der leuchtenden Frühlingspracht. Schließlich schlug jemand das Versteckspiel vor. Aber nicht im Park, sondern im Schloß, wo es so viele heimliche Winkel und stille Ecken gab.

Das Spiel begann, nach einer Weile kehrte Paar um Paar zur Hochzeitstafel zurück, nur Hartmudis fehlte noch. Man rief und pfiff, lief durch alle Zimmer und Kammern, untersuchte Böden und Keller. Vergebens, nirgendwo war eine Spur! Hartmudis war und blieb verschwunden. „Das heißt, den Scherz denn doch etwas weit treiben!“ sagte murrend ihr Vater.

Junker Otto aber rannte mit todblassem und angstvollem Gesicht von Treppe zu Treppe, von Gemach zu Gemach. Ihr mußte etwas zugestoßen sein! Doch



keiner hatte einen Laut, einen Ruf gehört. Sie durchsuchten den ganzen weiten Park, schauten hinter jedes Gebüsch, durchforschten die Seeufer. Und als die Dämmerung hereinbrach, suchten sie mit Hunderten von Fackeln und Wachskerzen. Doch nirgendwo war eine Spur!

Größte Freude war plötzlich in tiefstes Leid verkehrt. Verstört saßen die Hochzeitsgäste herum und begannen allmählich die Unglücksstelle zu verlassen, um nach Hause aufzubrechen.

Die Nachforschungen werden in den nächsten Tagen fortgesetzt. Alles bleibt vergeblich. Eines Nachts ist es dem Junker Otto, als habe er ein klägliches Wimmern gehört. Er weckt die Dienerschaft; Maurer, Zimmerleute müssen kommen, müssen die Holztäfelung abklopfen und untersuchen, die Kamine durchstöbern — nichts, nichts!

Hartmudis Mutter stirbt nach kurzer Zeit vor Gram. Ihr Vater zieht sich in stille Einsamkeit zurück und stirbt im Schloß als verbitterter Mann nach wenigen Jahren. Junker Otto entflieht dem zischelnden Gerede und den bösen Klatschereien der Bevölkerung in ausländische Kriegsdienste. Bald ist er verschollen.

In das alte Grimnitzschloß zog ein neues Geschlecht. Das wußte nur wenig von Hartmudis, der so seltsam verschwundenen, unglücklichen Braut. Nur ein altes Ölgemälde im Ahnensaal zeigte sie in ihrer vollen Schönheit, im schimmernden Brautkleid und mit dem prächtigen Smaragdschmuck um den schneeweißen Hals. Der jung verheiratete Markgraf ließ überall im Schloß bauliche Veränderungen vornehmen. Dabei entdeckten Handwerker in einer schrankartigen Nische ein Gerippe, bekleidet mit dem kostbaren Smaragdschmuck. Es war Hartmudis. Sie hatte sich in diesem Schrank verborgen, der ein Schloß mit einer starken Feder besaß. Wahrscheinlich hatte sie nichts davon gewußt. Jedenfalls war es ihr nicht gelungen, das eingeschnappte Schloß mit ihrer eigenen, schwachen Kraft wieder zu öffnen. Ihre Hilferufe waren ungehört in einem Luftschacht verhallt. So war sie dort, zusammengekauert, in ihrem herrlichen Hochzeitsschmuck jämmerlich gestorben und verdorben.

## Die drei Schwäne vom Parsteiner See

Es ist schon lange her, da stand am Ufer des Parsteiner Sees, einsam und vergessen, ein kleines, weißes Häuschen. Efeu und wilder Wein umrankten es bis hoch über sein niedriges Strohdach. Ringsum lag ein Garten voll duftender Blumen, und die Vögel zwitscherten in den Zweigen der Bäume ihre lustigen Lieder. Wohl nirgendwo in der ganzen Welt gab es ein schöneres Plätzchen.

Hierher hatte sich ein Mann mit seinen drei Töchtern, die ebenso schön waren wie die Blumen im Garten, zurückgezogen. Er kam von weither; nachdem er nach dem frühen Tod seiner jungen Frau versucht hatte, seinen Schmerz auf Reisen gemeinsam mit den Töchtern zu vergessen. Nun lebten sie hier einträchtig in stiller Einsamkeit. Denn auch die vielen Freier, die sich anfangs zahlreich eingestellt hatten, waren bald wieder abgezogen. Die Töchter wollten ihren geliebten Vater nicht verlassen. So lebten sie ihr stilles Leben ungetrübt wie in einem verwunschenen Dornröschenschloß.

Da starb der Vater und hinterließ die drei Schwestern ganz allein in der Welt. Täglich pflückten sie die Blumen und brachten sie hinaus auf sein Grab.

Das ging so viele Jahre und um das kleine Haus wurde es immer stiller. Wieder einmal war es Frühling geworden. Die Mädchen saßen wie gewöhnlich im Garten und schauten über den See, der vom goldigen Schimmer der Abendsonne überflutet wurde. Die Nachtigall sang ihr schluchzendes Lied, und wie schon oft in jüngster Zeit überkam die Schwestern eine bis dahin nie gekannte Sehnsucht. Es war ihnen, als ob ihnen eine plötzliche Veränderung ihres ganzen Lebens bevorstände. Aber was auch immer über sie kommen möge, sie waren sich einig, daß sie sich niemals voneinander trennen würden.

Während sie noch so redeten, rauschte vom See her mächtiges Flügelschlagen, wie wenn im Herbst die Wildenten über das Wasser streichen. Erschreckt flogen die Vögel auf und ein kleiner Buchfink flüchtete sich ängstlich in den Schoß der Jüngsten.

Da stand auch schon, wie aus dem Boden gestampft, ein alter, stattlicher Mann vor ihnen. Ein schwarzblauer Mantel umhüllte seine hohe Gestalt und ein großer, breitrandiger Hut verdeckte sein Gesicht. Er sprach zu ihnen: „Ich habe eure Klage vernommen und wüßte einen guten Rat. Drei Söhne habe ich, jung und wohlgestaltet und eurer würdig. Wollt ihr ihre Ehefrauen werden und ihnen in Liebe und Treue ergeben sein, so kommt morgen Abend wieder an diesen Ort, da will ich euch zu ihnen führen. Es soll euch an nichts fehlen und ihr werdet euer Leben lang zusammenbleiben.“

Mit diesen Worten war der Alte auch schon wieder verschwunden. Nur der Wind regte sich leise in den Kronen der Bäume, verwehte aber bald in der Ferne; dann war alles still. Die Mädchen saßen wie verzaubert da, keine wagte ein Wort zu sprechen. Endlich erhob sich die Älteste und trat langsam ins Haus, die beiden andern folgten ihr still und in sich gekehrt, eine jede in ihre Kammer.

Am nächsten Abend gingen sie alle drei in den Garten zu dem Platz, an dem ihnen gestern der Alte erschienen war. Sie trugen ihre schönsten Kleider und hatten alles Gold und Geschmeide angetan, das ihnen der Vater einst auf ihren Reisen geschenkt hatte. So erwarteten sie, bräutlich geschmückt, die Wiederkehr des Alten. Schon war die Sonne untergegangen. Der Mond stieg

hinter den schwarzen Bäumen auf und streute über den Spiegel des Parsteiner Sees unzählige Silberfunken. Da hörten sie wieder das Brausen in der Luft über dem See; alsbald stand der Alte auch vor ihnen und fragte, wie sie sich entschieden hätten. Da war ihnen bange zumute und sie zögerten mit der Antwort. Der alte Mann aber sagte freundlich: „Seid ohne Furcht! Es wird euch fortan gut gehen euer ganzes Leben lang.“ Da faßte sich die älteste ein Herz und erwiderte, sie wollten ihm wohl folgen und seinen Söhnen in Liebe und Treue ergeben sein; aber das eine müsse er ihnen versprechen, sie niemals voneinander zu trennen und alle Jahre einmal in ihres Vaters Garten zurückkehren zu lassen. Das versprach ihnen der Alte. Darauf sollten sie den Gürtel seines Mantels anfassen. Der fühlte sich glatt und feucht an, als sei er eben erst aus dem Wasser gezogen. Da graute es ihnen heimlich. Im selben Augenblick waren sie in drei weiße Schwäne verwandelt. Sie breiteten ihre Schwingen, die weiß im Mondenlicht schimmerten und kreisten eine Zeitlang über dem See. Dann ließen sie sich auf dem Wasser nieder und versanken darin.

Auf dem Grunde des Sees führte sie der Alte zu einer goldenen Wiese. Hier blühten Blumen in allen Farben, viel schöner und bunter als die Blumen in ihres Vaters Garten. An den Blütenkelchen hingen wie Tautropfen funkelnde Diamanten, die erklangen wie Glöckchen, wenn ihre Füße sie streiften. Über aller Herrlichkeit und Pracht lag eine schimmernde Helligkeit; doch sah man nirgends das Sonnenlicht.

Kaum hatten sie den Fuß auf die Wiese gesetzt, hatten sie ihre menschliche Gestalt wiedergewonnen. Über die Wiese kamen ihnen drei stattliche Jünglinge entgegen in samtenen Gewändern und mit Purpurmänteln auf den Schultern. „Das sind meine Söhne“, sagte der Alte. Von Stund an gewann eine jede den ihr zugeführten Jüngling lieb. Gemeinsam mit dem Alten zogen sie in einen Palast, der aus Gold, Silber und Edelsteinen erbaut worden war. Eine zahlreiche Dienerschaft verneigte sich vor den Mädchen als ihren Königinnen. Da wußten sie, daß sie fortan dem Herrn über Wind und Wetter und seinen Söhnen in Liebe und Treue eigen waren. Darüber freuten sie sich sehr und ihre Tage flogen dahin wie ein schöner Traum.

Ein Jahr war inzwischen vergangen; der Tag kehrte wieder, an dem sie die grüne Erde verlassen hatten. Da überkam sie eine große Sehnsucht und sie sagten dem Alten, daß sie zum Grabe ihres Vaters gehen wollten. Der Alte mahnte sie, sich nicht zu versäumen und nicht über den Abend hinaus wegzubleiben. Das versprachen sie. Sie machten sich auf zum Wasser. Sogleich wurden sie von einem Strudel erfaßt und sanft an die Oberfläche getragen. Wiederum schwammen sie als Schwäne auf dem See dahin. Einige Frauen, die im Wald Reisig gesammelt hatten, kamen gerade am Ufer vorbei und sahen, wie die drei Schwestern in ihren Garten gingen, Blumen pflückten und mit den Sträußen das Grab ihres Vaters auf dem Friedhof schmückten. Die Frauen wollten auf sie zugehen, um sie zu begrüßen. Aber da waren sie schon verschwunden. Nur in der Luft hörte man einen klagenden Schrei. Dann glitten drei Schwäne lautlos über die Wasserfläche.

Das ging so manches Jahr. Einmal geschah es, daß die Jüngste sich nicht wieder vom Grabhügel des Vaters trennen wollte. Sie warf sich auf das Grab, jammerte und weinte, daß es ihren Schwestern ins Herz schnitt. Endlich raffte sie sich auf, bat aber die Schwestern, mit ihr noch einmal in den Garten zu gehen. Sie streichelte dort jede Blume und jede Knospe wie zum Abschied. Dann stieg sie hinauf zu ihrer Kammer und stieß die Fensterladen auf. Da stand sie, überflutet von der hellen Abendsonne. Das Mädchen stand und schaute und

konnte sich nicht sattsehen am goldenen Sonnenglanz. Ihre Schwestern mahnten zur Eile. Da bat und flehte sie, über Nacht zu bleiben. Die beiden erschrakten heftig. Durften sie ihr Wort brechen? Doch die Not ihrer Schwester und ihr Schwur, sich niemals verlassen zu wollen, galten mehr als ihr Versprechen dem Alten gegenüber. So blieben sie denn über Nacht in ihrem alten Häuschen. Der folgende Tag bei Sonnenschein und in der lieben, altgewohnten Umgebung verging voller Seligkeit und Wehmut. Vergessen war die Pracht im Goldpalast! Der Abend kam und sie schickten sich an zur Rückkehr. Da stand der Alte im Garten. Er sah sie unmutig an und drängte zur Eile. „Ihr habt euer Wort gebrochen“, sagte er. „Meine Söhne warten auf euch!“

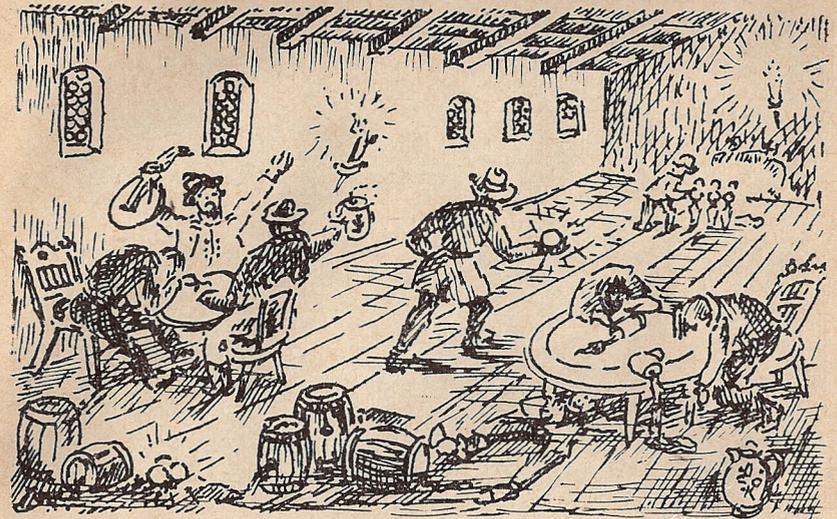
Seitdem wurden die Schwestern nicht mehr froh, denn die jüngste wurde immer blasser und schwermütiger. Nichts konnte sie mehr erfreuen, trotz der täglichen Spiele und Tänze auf der goldenen Wiese. Sie verzehrte sich in Sehnsucht nach der irdischen Sonne.

Zu jener Zeit wurden die Leute im Dorf von wimmernden Klagerufen erschreckt, die kamen vom See her. Eines morgens bemerkten die Schwestern, daß die jüngste heimlich zum Wasser lief. Sie hinderten sie nicht. Das Wasser rauschte auf, hob die jüngste Schwester hoch und spülte ihren Leib tot ans Ufer. Dort entdeckten die Leute sie und betteten sie neben ihren Vater auf dem Friedhof.

Nach langer Zeit baten die beiden Schwestern den Alten, sie wieder zur Erde zurückkehren zu lassen. Der Alte schlug es ihnen ab. Da klagten und jammernten sie, vergeblich suchten ihre Männer, sie zu trösten. Ihr Klagen drang bis ins Dorf. Da ahnten die Leute, daß wieder ein Mädchen ertrinken werde. Am andern Tage fanden sie die beiden Schwestern am Ufer des Sees. Sie hielten sich eng umschlungen und trugen im Haar einen Kranz aus weißen Seerosen.

Das Haus, in dem die drei Schwestern einst gewohnt und trotz aller Einsamkeit glücklich und zufrieden waren, ist längst zerfallen. Im Herbst, wenn der Wind um die öden Mauern heult, hat man zuweilen ein seltsam angstvolles Klagen aus der Tiefe des Sees gehört. Das sind die Söhne des Alten, die nach ihren Frauen rufen. Die Leute verstehen das nicht. Sie meinen, jetzt müsse wieder ein Mensch ertrinken. Dann meiden sie den See und warten ängstlich zu Hause auf das neue Unglück.

Doch im ehemaligen Garten des kleinen Hauses blühen die Blumen wie einst. Niemand pflückt sie in der Wildnis.

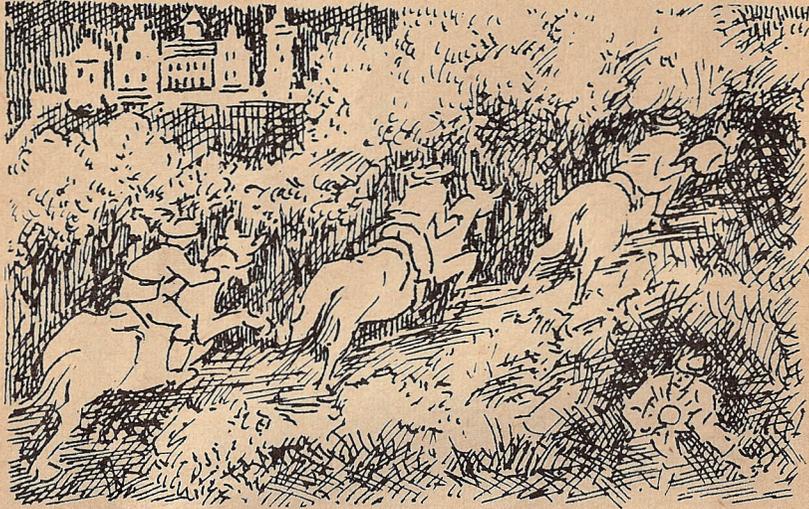


## Der Kegeljunge

In grauer Vorzeit erhob sich bei Oderberg auf einem Bergvorsprung, der weit ins Oderbruch hineinragte, eine alte, hohe Burg. Starke Mauern, aus rohem Felsgestein aufgetürmt, umgaben sie. Auf der einen Seite gewährte die Oder Schutz, die unmittelbar am Fuß des Berges vorbeifloß, auf der anderen Seite verwehrte ein breiter Graben den Zugang. Nur eine einzige, gewaltige Zugbrücke führte in die Burg hinein. Ringsum rauschten hundertjährige Eichen und Eschen.

Die Herren der Burg hatten ungeheure Schätze aufgehäuft. Alle Zimmer, Hallen und Höfe glänzten vor Gold und Silber. Am berühmtesten war die große, lange Kegelbahn aus blankem Silber und den Kugeln aus schwerem, reinen Gold. Sie war bekannt im ganzen Land. Und wenn die alten Recken von einem Kriegszug heimgekehrt waren oder sonst Feste gefeiert wurden, dann zechten und spielten sie hier mit ihren Freunden und Gästen. Von allen Schlössern und Burgen des Oderlandes kamen die Fürsten und Grafen hier zusammen; denn sie alle liebten Spiel und Trunk.

Nun war es Sitte, daß die Gäste sich ihre Kegeljungen selber mitbrachten. Sie griffen sich, wenn sie in später Stunde zum Kegeln aufbrachen, unterwegs irgendwo einen Bauern und schleppten ihn mit zur Burg. Da mußten diese schon gute Miene zu bösem Spiel machen, sonst kostete es sie ihr Leben. Der Kegeljunge bekam auf der Burg einen mächtigen Humpen Met vorgesetzt und mußte bis zum Morgengrauen getreu und ordentlich die Kegel aufrichten. Tat er es zu allgemeiner Zufriedenheit, bekam er als Lohn eine goldene Kugel.



Aber wehe dem, wenn er einschief oder berauscht zu Boden sank! Dann packten ihn die Recken und stürzten ihn von der Burgzinne kopfüber in den brausenden Oderstrom.

Einst hatten die Recken einen Bauern aufgegriffen und mit zur Burg geschleppt. Es war ein munterer Bursche, dreist und furchtlos. Er stellte die Kegel ordentlich auf, wie es üblich war, aber er trank sehr viel. Vom Glanz des Silbers und Goldes geblendet, vom Rausch etwas umnebelt, wuchs ihm der Mut. Schnell nahm er eine Kugel an sich und legte sie heimlich beseite. Als dann die Fürsten beim Spiel in Streit gerieten, paßte er den rechten Augenblick ab und schlich sich unbemerkt mit seiner Beute aus der Burg.

Endlich wollten die Recken weiterspielen. Da fehlte der Kegeljunge. Sie riefen, lärmten, fluchten und suchten ihn überall. Er war nirgendwo zu finden. Einige warfen sich aufs Roß und suchten außerhalb der Burg. Doch sie fanden ihn nicht. Da sannan sie auf Rache. Sie wußten zwar nicht, wie er hieß, noch woher er stammte; doch sie sprachen einen Zauberbann über ihn aus: Nach seinem Tod solle die Erde sich öffnen und ihn verschlingen.

So geschah es auch.

Der Kegeljunge war Gastwirt gewesen. Seit jener Zeit, da dies alles auf der Burg geschehen war, lastete auf seinem Hause ein Fluch. Mehrmals brannte es ab, oder der Blitz schlug ein. Wer als reicher Mann dort einzog, verließ es als armer Bettler. Das Volk machte sich darauf seinen eigenen Vers:

Unglück hat im Sold  
ungerechtes Gold!

## Nachwort

Die Wiedergabe der alten Sagentexte, die uns durch die oben angeführten Quellen und Sagensammlungen des 19. Jahrhunderts und ihrer dichterischen Nachgestalter bekannt wurden, stellte uns vor die Frage, ob das Überlieferte gleichsam als historische Originalquelle zu werten und zu übernehmen sei. Dabei ist ja auch zu berücksichtigen, daß unsere Sagenerzähler, unsere Quellen, — oft Lehrer, aber auch Schäfer — in ihrer eigenen Sprache, ihrer natürlichen Erzählergabe und ihrer Bildung entsprechend, Überkommenes oder Gehörtes weiter überlieferten.

Gewiß kommt es auch bei der Bearbeitung auf die getreue und unverfälschte Wiedergabe der Sage an. So ist der Inhalt jeder Sage unangetastet geblieben, jede Eigentümlichkeit möglichst zu erhalten gesucht und nur versucht worden, die Form zu glätten und vielleicht (behutsam) etwas zu verfeinern. Ob es glückte, mag der kritische Leser entscheiden!

Mehr als 50 Jahre sind seit Erscheinen unserer heimatlichen Sagen verflossen. Mögen sie auch heute wieder Freunde finden!

Dr. Konrad Gründler

## Quellen und Texte

- Angelus, Andr. Annales Marchiae Brandenburg. Frankfurt a. O. 1598
- Bekmann. Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg. Frankfurt a. d. Oder 1751
- Burkhard, A. Märkische Sagen und Märchen. Berlin 1965
- Engelien, A. und Lahr, W. Der Volksmund in der Mark Brandenburg. Berlin 1868
- Fontane, Th. Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Zweiter Teil, Das Oderland. Berlin 1976, Aufbau Verlag
- Kuhn, A. Märkische Sagen und Märchen. Berlin 1843
- Kuhn, A. und Schwartz, W. Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848
- Leuthinger, Nicolaus. Opera, ed. Küster, 1729
- Schwartz, W. Sagen und Geschichten der Mark Brandenburg. Berlin 1881
- Schmidt, Rudolf. Chorin, Kloster und Amt. Eberswalde 1909
- Schmidt, Rudolf. Märkisches Sagenbuch aus Barnim und Uckermark. Eberswalde 1909
- Schmidt, Rudolf. Eberswalde in Sage und Geschichte, Sitte und Brauch, Lesebuch 1912
- Schmidt, Rudolf. Sagenschatz des uckermärkischen Kreises Angermünde. o. J. (1920)
- Schmidt, Rudolf. Sagenschatz der uckermärkischen Kreise Prenzlau und Templin. Prenzlau 1922
- Schmidt, Rudolf. Das Finowtal in Sage und Geschichte, Sitte und Brauch. Freienwalde 1924
- Schmidt, Rudolf. Geschichte der Stadt Eberswalde. 2 Bände, Eberswalde 1939/40
- Halle, W. Rudolf Schmidt, ein Mann und sein Werk. (In: Oberbarnimer Kreiskalender, 30. Jg. 1941, S. 89 ff. — Hier auch ein Verzeichnis sämtlicher gedruckten Schriften des 1943 verstorbenen Kreishistorikers des Kreises Oberbarnim)
- Oberbarnimer Kreiskalender seit 1908 bis 1942
- Zeitschriften „Brandenburg“ und „Brandenburgia“

---

Veröffentlichungen, auch auszugsweise,  
nur im Einvernehmen mit der Redaktion.

Herausgeber: Kulturzentrum Eberswalde-Finow  
Verantwortlich: Vera Bunzel, Direktor

redaktionelle Bearbeitung: Renate Johnschker

Satz und Druck: Druckerei „Neuer Tag“ Ebw. — G 68 1-2-9 7405

**EVP: 2,— M**